

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 18



Richard Huelsenbeck Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Karl Riha



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 18



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 18

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im AISTHESIS VERLAG

© 2008 Nyland-Stiftung, Köln

Herbert Kapfer für die Texte

AV

ISBN: 978-3-89528-673-5

Redaktion: Wolfgang Delseit

Satz: TIESLED Satz & Service, Köln

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Printed in Germany



Inhalt

Das Elternhaus in Dortmund	7
Disziplin und Gegenwart	19
Der neue Mensch [Auszug I]	21
Wir	23
Untergang	24
Ein literarisches Manifest	25
Capriccio	26
Schwebende	27
Schalaben schalabai schalamezomai	29
Ebene	31
Baum	35
Flüsse	37
Der redende Mensch	39
Chorus sanctus	40
Die Primitiven	40
Die Kesselpauke	41
Das indianische Meer und die ganz rote Sonne	43
Erklärung	45
Der Idiot	47
Dada-Gedicht	49
Erste Dadarede in Deutschland	57
Der neue Mensch [Auszug II]	61
Verwandlungen	63
Mainacht Frühling 1918	67
Ende der Welt	69
Der Zylindergiebel	71
391	72
Dada-Schalmai	73
En avant dada [Auszug]	75
Ein falscher Prinz	85
Der Sprung nach Osten [Auszug]	91
Die Einwanderer	94

New York Kantaten	97
Dada heute	111
Hommage à Zürich	116
Nachtrag zu Dada	117
Warum ich Amerika für immer verließ	119
Kapitän Juckjohns Lautgedicht	126
Letztes, zugleich erstes und unwesentliches Kapitel	127
Nachwort	139
Textnachweise	151
Abbildungsnachweise	152



Das Elternhaus in Dortmund

In Dortmund, in Westfalen, in einer Straße unweit der großen Wälle, stand das alte Haus, in dem meine Großeltern lebten. Später wohnten wir drin, meine Eltern, meine Schwester und ich, als Knabe und während meiner Studentenzeit.

Es war ein einfaches Einfamilienhaus, groß im Vergleich zu den modernen Reihenhäusern, aber klein im Vergleich zu den Häusern der Reichen. Mein Großvater war ein Landmesser. Er maß das Land unter der Erde, in den Kohlengruben des Ruhrbezirks. [...]

Hier war die Bibliothek meines Großvaters, viele hundert Bände, Reise- und Geschichtsbücher, alt gekauft, manchmal mittelalterlich, in Schweinsleder gebunden, mit gotischen Lettern und Initialen.

Hier war der Anfang meiner bewußten Existenz. Hier saß ich nächtelang auf und las Cooks Reisen um die Erde. Ich hörte zum erstenmal von Marco Polo. Ich las Plutarch. Dante und Petrarca wurden mir vertraut.

Mein Großvater war ein Bauernsohn. Sein Vater hatte eine Windmühle besessen, irgendwo im hessischen Land. Dort war er aufgewachsen.

Ich erinnere mich seiner als eines alten kranken Mannes hinter dem Lampenschirm, der nichts sagt und träumt. Er hat weißes Haar und sieht müde aus. [...]

Er war hoffnungslos und resigniert, aber auch weise und gut. Die Weisheit hielt die Hoffnungslosigkeit in Schach. Wenn es ihm schwer wurde, weiser als hoffnungslos zu sein, zog er sich zu seinen Büchern zurück. Er verschwand auf dem Hausboden, suchte zwischen den Bänden und kam erst nach Stunden zurück.

Meine Großmutter war dagegen eine praktische und lebenslustige Frau. Sie war die Tochter eines Pfarrers aus





dem Nachbardorf und meinem Großvater an praktischem Sinn und weltlicher Geschicklichkeit weit überlegen. [...] Wenn meine Großmutter neue Bücher fand, wurde sie ärgerlich. »Du hast doch schon so viele Bücher«, sagte sie. »Warum kaufst Du denn immer neue?«

Darauf wußte mein Großvater nichts zu sagen. Er stand verlegen und schweigsam.

Meine Großmutter war keine böse Frau. Es lag ihr nichts daran, zu nörgeln oder meinen Großvater unnötig zu ärgern. Sie war praktisch und beurteilte die Welt nach irdischen Gesichtspunkten. Wenn man einen Ofen in der Küche hat, kauft man sich nicht sofort einen zweiten. Wenn man ein Buch hat, ist es eine Verschwendung, sofort nach neuen zu sehen. Mein Großvater dagegen hatte eine nie endende geistige Neugierde. Wenn er aus seinem Dienst kam, ging er oft bei einem Antiquar vorbei und sprach mit ihm über Bücher. Der Antiquar liebte es ebenfalls, über Bücher zu sprechen, zumal er wußte, mein Großvater würde schwach werden und etwas Neues kaufen. [...]

Es war klar, daß meine Großmutter meinen Großvater liebte und daß sie sich ihm gegenüber so gut benahm wie sie glaubte, es sei ihre Pflicht. Was Pflicht ist, darüber dachte sie nie nach. Pflicht war ein Gesetz, dem man sich fügen mußte. Der Mensch kam erst an zweiter Stelle. Meine Großmutter kümmerte sich daher mehr um das Gesetz, so wie sie es von ihrem Vater, der ein Landpfarrer war, gelernt hatte, als um meinen Großvater.

Die Ehe war heilig, aber der Mensch war es nicht. Vom Menschen erwartete man viel, ohne daß man ihm viel Ermutigung gab.

So kam es unglücklicherweise, daß meine Großmutter, trotz ihrer praktischen und unmelancholischen Art, niemals das Wesentliche in meinem Großvater entdeckte. Sie hatte von seinen frühen Ehrgeizen gehört. Da er aber später kein Dichter sondern ein Landmesser war, behandelte sie ihn als Landmesser.





Meine Großmutter überlebte meinen Großvater nur um ein Jahr. Sie war kaum sechzig als sie starb. Sie hatte ein Herzleiden, wahrscheinlich Arterienverkalkung. Sie starb in ihrem Geburtshaus, das das Haus ihres Vaters war, und man fand sie kalt und steif in ihrem Bett.

In dem alten Haus, das so viele Erinnerungen in mir wachruft, lebte mein Großvater viele Jahre. Er schlief mit meiner Großmutter in einem bescheiden eingerichteten ehelichen Schlafzimmer, das auf den Garten und den Schulhof des großen Gymnasiums sah. [...]

Er haßte alle fetten, selbstgefälligen, wohlverdienenden Charaktere. Er haßte Moralisten, Konventionalisten und Amateure der Trompete. Er haßte alles das, was wir Dadaisten haßten.

Mein Großvater hatte die schlechte Angewohnheit, während des Essens zu lesen. Ein Buch lag aufgeschlagen neben seinem Suppenteller. Oft, zum Ärger meiner Großmutter, fielen Suppentropfen auf die Bücher. Mein Großvater, ohne ein Wort zu sagen, nahm die Serviette und wischte über das Buch. Dann nahm er die Lektüre wieder auf. Dabei führte er den Löffel zum Mund. Er sagte kein Wort. Niemand wagte ihn zu stören.

Es gab damals kein Radio, keine Fernsehapparate und keine Kinos. Es gab nur Bücher. Bücher erschlossen einem die Welt. Durch Bücher erhielt man Einblick in das, was die Menschen früher gedacht hatten, und man konnte sich ein Bild von der Zukunft machen.

Bücher hatten eine Magie, die sie längst verloren haben. Mein Großvater lehrte mich, sie als ständige Begleiter anzunehmen, sie vorsichtig und liebevoll zu behandeln, mit ihnen wie mit Lebewesen umzugehen. Ich sprach mit ihnen und sie sprachen mit mir.

Als der Alte, von einem Schlaganfall getroffen, todkrank die letzten Wochen seines Lebens auf dem Sofa des Wohnzimmers verbrachte, gab es plötzlich ein donnerähnliches Geräusch. Das Geräusch nahm zu, es kam vom Himmel.





Die Häuser schienen zu schwanken. Die Leute rannten an die Fenster.

Hier war der Fortschritt. Das Luftschiff des Grafen Zeppelin kreuzte über der Stadt. Der Krankenwärter, der meinen Großvater betreute, trug ihn ans Fenster. Er sah auf den Zeppelin. Es fiel ihm schwer, und man mußte ihm den Kopf zurückbiegen.

»Wozu in der Luft?« fragte mein Großvater.

Er zeigte kein Interesse für Zeppelin und seine Taten. Damals wußte man nicht, was in Echterdingen passieren würde. Man wußte nicht, daß ein Luftschiff in New York verbrennen würde.

Meinem Großvater ging es nicht gut. Er fragte nach mir.

»Was willst du werden?« sagte er und sah mich abwägend an.

»Ich will Schriftsteller werden«, sagte ich. Ich war etwas verlegen.

Die Idee Schriftsteller zu werden, hatte ich von nächtlichen Sitzungen mit Heinrich Heine bekommen. Ich fand seine Verse und Erzählungen wunderbar. Die Ironie, der Welt-schmerz zogen mich an. Ich dachte, Heine sei der größte aller Dichter und ich beschloß ein Dichter wie Heine zu werden. Später haßte ich mein Vorbild. Manchmal war es Goethe. Dann Shakespeare. Keine kleineren Vorbilder für mich.

Mein Großvater konnte mir nicht mehr seine Meinung wegen des Berufes sagen, den ich für mich vorgeschlagen hatte. Nach einigen Wochen starb er. Er lag im Sarg, flach ausgestreckt, ohne Ranküne, kühl und überlegen. [...]

Vor dem Haus formierte sich der Leichenzug. Der Wagen wurde, wie üblich, von zwei mit schwarzen Decken und schwarzen Kopffedern geschmückten Pferden gezogen. Der Kutscher trug einen schwarzen Dreispitz, und eine schwarze Schleife war um den Stiel der Peitsche gebunden.

Viele Verwandte, die ich nie vorher gesehen hatte, waren gekommen. Der Zug wurde von Pastor Rotkopf, der in





schwarzem Talar erschienen war, eröffnet. Er schritt mit gut geputzten Schuhen vorsichtig voran, die Bibel zwischen den gefalteten Händen pressend.

Der Sarg, der von vier schwarz gekleideten Lohndienern in die glasverkleidete Kutsche gehoben worden war, setzte sich in Bewegung.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Mein Vater war anwesend. Da Frauen nicht im Trauerzug marschierten, fehlte meine Mutter und Großmutter. Ich stand unschlüssig allein und sah mich um.

Ein Mann trat auf mich zu und sagte, ich solle die Orden tragen.

Ich war damals achtzehn Jahre alt. Es war das Jahr des Halleyschen Kometen. In Paris hatte Frau Caillaux den Redakteur des »Figaro« erschossen. Die ersten Autorennen hatten im Harz stattgefunden. Der Kaiser hatte seinen Soldaten erklärt, daß sie im Notfall auf seinen Befehl auf Vater und Mutter schießen müßten. In Zabern, im Elsaß, hatte sich ein Leutnant merkwürdig benommen und den Zorn der deutschen Patrioten erregt.

Das Land lag im tiefsten Frieden. Die Studenten hieben sich die Gesichter ein, tranken unermessliche Mengen Bier und erklärten, sie seien die Elite der Nation. Im Zirkus Busch traten die Fratellinis auf. Wenn Kaisers Geburtstag kam, warf man sich mit Konfetti und trank Roederers Sekt. Manchmal auch Mumm oder wenn es hochkam, Veuve Cliquot.

Mein Großvater hatte mehrere Orden bekommen, allernädigst, als Ersatz für fehlende Beförderung. Unter anderem den Roten Adlerorden dritter Klasse, der nur an treue Diener des Staates verteilt wurde. [...]

So ging ich hinter dem Sarg. Auf einem kleinen Samtkissen, das ich gegen die Brust preßte, trug ich die Orden meines Großvaters. Ich entsinne mich gut des Adlerordens dritter Klasse. Aber da waren noch zwei andere Orden, die ich nicht kannte und an die ich mich nicht mehr erinnere.





[...] Der Pastor war von der protestantischen Art, nichtssagend, bleich in Wort und Tat. Er stand am offenen Grab, in das der Sarg gesenkt worden war, hielt die Bibel wie von einem Krampf ergriffen gegen seine Brust und sagte ungefähr Folgendes: (ich entsinne mich nur unbestimmt) –

»Wir beerdigen heute einen guten Mann. Er war ein guter Familienvater, ein guter Bürger, ein guter Charakter. Der Liebe Gott ...«

Meines Großvaters dichterische Neigungen, sein Interesse für Bücher, seine Bibliothek wurden auch erwähnt.

Dies war eine interessante aber etwas dürftige Grabrede.

Vor zwei Jahren verließ ich die Vereinigten Staaten im Flugzeug und kam nach Paris, um Hans Arp, Michel Seuphor, André Breton zu besuchen. Ich saß vor dem *Café des deux Magots* und sah Tzara von weitem. Unsere Feindschaft hatte sich in den Jahren so verstärkt, daß wir nicht mehr miteinander sprachen. Ich hatte ihn angeklagt, sich des Dadaismus widerrechtlich bemächtigt zu haben.

Tom, mein Sohn, war mit mir. Wir tranken Vermouth und genossen die Atmosphäre um St.-Germain-des-Prés. Die auffälligen kleinen Hotels standen noch. Die eng gewundenen Straßen mit den kleinen Hotels waren noch dieselben. Die Geräusche der Straße, die klagenden Stimmen der Zeitungsverkäufer, die Ausrufe der Händler waren wie früher, als ich in Paris im Jahre 1912 studiert hatte.

Wir fuhren von der alten *Gare du Nord* nach Deutschland. Die *Gare du Nord* hatte sich nicht verändert. Die Menschen waren die gleichen, die Billettverkäufer, Schokoladenhändler, die Träger und Schaffner. Der Zug war der gleiche. Krieg, Frieden, Revolution waren über alles hingegangen. Hier hatten die Franzosen gegen die Nazis gekämpft. Man zeigte mir Geschoßeinschläge.

Wir fuhren die ganze Nacht, bis wir in Dortmund eintrafen. Die Stadt war böse mitgenommen, aber der Bahnhof war aufgebaut. Es gab einen kleinen Warteraum, in dem





man sitzen und essen konnte. Bouillon mit Ei, wie früher, Rinderbraten, marinierten Hering, Kaffee mit und ohne Schlagsahne.

Ich sah die Fehmlinde, die ich als Kind bewundert hatte. Die alten Ritter hätten sich gewundert ...

Meine Mutter brach auf dem Markt mit einer Gehirnblutung zusammen. Man brachte sie nach dem alten Haus zurück. Sie lebte noch einige Stunden, meinen Namen murmelnd. Sie wußte, daß sie sterben mußte.

Mein Vater starb im hohen Alter von zweiundneunzig Jahren in der alten bayerischen Stadt Lindau. Ich sah ihn noch kurz vor seinem Tode. Er war dann ein zusammengeschrumpfter kleiner Mann, das Haar war ihm ausgefallen. Er sah mit fremden überirdischen Augen auf mich.

»Du siehst so amerikanisch aus«, sagte er ...

So starben Vater und Mutter. Das alte Haus, in dem meine Großeltern gelebt hatten, war im Jahre 1944 ausgebombt und ausgebrannt worden.

»Die Bomben«, sagte mir mein Vater, als ich ihn in Lindau besuchte, »kamen Tag und Nacht, meistens in der Nacht. Die Stadt bebte wie von einer Eruption aus dem Inneren der Erde. Die Hauswände wankten und stöhnten. Zuerst gingen wir immer in den Keller, aber dann gaben wir es auf. Man gewöhnt sich an alles, auch an die Möglichkeit von Bomben zerrissen zu werden ...« [...]

Jetzt ging ich mit meinem Sohn Thomas nach fünfzehn Jahren zum erstenmal wieder durch die Straßen der Stadt, die so viel in meinem Leben bedeutet hatte. Tom war nach Amerika gekommen, als er vier Jahre alt war.

Er studiert jetzt an der Universität von Los Angeles. Er fährt einen Hillman Minx. Er lebt mit anderen Studenten in einem »Dormitory« zusammen. Es war schwer für ihn, sich der Atmosphäre in Kalifornien anzupassen, aber Deutschland ist für ihn ein viel fremderes Land.

Tom liebt die Deutschen, aber er lächelt über viele deutsche Eigenschaften. Er denkt, die Deutschen sind arbeit-





sam, intelligent und unternehmungslustig. Er sagt: »they handle a job well ...«

Er lächelt ein wenig über die Korpulenz der Frauen und über die Nachahmung vieler amerikanischer Dinge, Geschäftsmethoden und Sitten.

Wir sitzen in einer Konditorei am Westenhellweg. Der Kellner im Frack kommt sogleich und fragt höflich nach unseren Wünschen.

»Wie höflich sie alle sind«, sagt Tom.

Wir essen Königinpastete und trinken Kaffee. Die Pastete und der Kaffee sind ausgezeichnet.

»Es ist alles ausgezeichnet«, sagt Tom.

Ich sage ihm, daß in diesem Café vor vielen Jahren schon meine Mutter verkehrt hat. Die Frauen kamen hier zusammen, um Kuchen und Schlagsahne zu essen.

»Sie achten nicht auf ihr Gewicht«, sagt Tom, der wie viele Amerikaner schon viele Diäten durchgemacht hat.

»Sie werden sich auch darin amerikanisieren«, sage ich.

Wir gehen über den Hansaplatz, wo meine Mutter zusammenbrach. Ich zeige ihm den Platz, wo früher die Kolonnaden standen.

Tom und ich sprechen meistens englisch, aber oft falle ich ins Deutsche zurück. Es ist alles so als wäre es gestern gewesen, trotz der Zerstörung.

Die weiten Flächen, wo früher die Häuser standen, geben der Stadt Licht und Raum. Was geschehen ist, ist vielleicht gar nicht so furchtbar, denke ich. Das Alte muß weichen. Wie ich die Deutschen kenne, werden sie die Stadt moderner, besser und tüchtiger machen.

»Hier unter den Kolonnaden stand ein Friseurladen«, sage ich zu Tom. »Hier ging ich hin, wenn ich aus den Ferien, von München, Berlin, Münster zurückkam ...«

»A barbershop ...« sagte Tom.

Die Kolonnaden stehen nicht mehr da. Wo sie früher waren ist jetzt Leere, hier und da Steingeröll. Einige Buden sind aufgebaut. Ein Optiker hat einen fahrbaren Laden,





ein großes Automobil, in dem man sich gleich eine Brille anmessen lassen kann.

»Das erste, was meine Mutter immer sagte wenn ich heimkam«, sage ich zu Tom, »war: laß dir die Haare schneiden. Ich ging in diesen Friseurladen und ließ mir die Haare schneiden. Das war immer das erste, was ich tat.«

Tom lächelt. Ich spreche deutsch, und er antwortet deutsch. Er spricht deutsch ziemlich gut, aber er sagt, er hat eine Hemmung, deutsch zu sprechen.

»Es ist alles höchst merkwürdig«, sagt er.

»Meine Mutter«, sagte ich, »war sehr auf meinen Haarschnitt bedacht. Als sie einmal nach München kam, zur Zeit als ich dort die Zeitschrift »Die Revolution« herausgab, mit Ball, Leybold und anderen, hatte ich mir die Haare lang wachsen lassen, so wie viele Künstler es damals taten ...«

Tom lächelt.

»Als meine Mutter meine langen Haare sah«, sage ich, »ging sie an zu weinen ...«

Wir beobachten viele junge Männer mit langen Haaren. Sie haben die Haare glatt zurückgestrichen. Manche tragen ihre alte Militärmütze über die Haare gestülpt.

»Strange«, sagt Tom.

»Ich ging sogleich zu einem Friseur und ließ mir die Haare schneiden, als meine Mutter zu weinen anfang«, sage ich.

»Kurze Haare sind gut«, sagt Tom. Wir sprechen eine Zeitlang über den »crew-cut«, wie ihn die Studenten in Yale und Harvard tragen. Das entspricht, denke ich, ungefähr dem früheren deutschen Gardefähnrichsheitel.

Schließlich stehen wir in der Louisenstraße vor dem »Ruinengrundstück«. Die Steine liegen regellos, aber in der Mitte ist ein richtiger Krater, an dessen Rand Gras gewachsen ist. Ein großer grüner Busch wächst aus dem Geröll.

»Es ist schon viele Jahre her«, sage ich. »In zehn Jahren wächst ein Wald ...«

Tom nimmt seinen Apparat und macht ihn fertig.





»Put yourself in front of it«, sagt Tom.

Das Bild ist geknipst, und wir gehen fort.

»Wie traurig das alles ist«, sagt Tom.

Wir fahren zum Friedhof. Ich kann das Grab meines Großvaters nicht finden. Ich weiß, daß auch die Asche meiner Mutter dort verwahrt wird. Ich gehe zum Friedhofswärter, der in einem kleinen Backsteinhaus wohnt. Nebenan ist die Ruine des Leichenhauses. Hier sind die Bomben zwischen die Toten gefallen und haben ausgebrannt was nicht mehr zu brennen ist.

Der Friedhofswärter ist ein junger Mann mit rötlichem Gesicht und runden Backen. Eine Säule der Gesundheit an dem Ort des Todes.

Der Friedhofswärter zeigt uns das Grab, in dem, wie ich weiß, die Asche meiner Mutter liegt. Die Asche meines Vaters steht in Lindau, in einer kleinen steinernen Nische und wartet.

»Hier sind mehrere Personen beigesetzt worden«, sagt der junge Friedhofswärter. »Während des Krieges, als die Bomben auf den Friedhof fielen, haben wir viele Papiere verloren, aber die meisten haben wir wiederbekommen. Wir suchten sie aus den Trümmern und Gossen.«

Er sagt mir, daß hier meine Großeltern liegen, Christian Fink und seine Frau Marie Fink. Dann die Asche meiner Mutter. Ein Bruder und eine Schwester meines Vaters.

Der Gärtner ist ebenfalls ein junger Mann. Er hat ein Motorrad und fragt mich sogleich nach Amerika.

»Wie ist es in Amerika?« fragt er.

»America is fine«, sage ich in Englisch. Tom steht bei uns und sieht den Gärtner an. Er lächelt. Er ist der einzige, der den Namen Huelsenbeck tragen wird, nach meinem Tode. Der Name wurde in Hulbeck umgeändert, und wenn er es vorzieht, Hulbeck zu heißen, wird niemand mit dem Namen Huelsenbeck übrig sein.

Wir sprechen mit dem Gärtner wegen der Wiederherstellung des Grabes. Er verspricht, Blumen und Kies zu brin-



gen. Es soll alles schön werden. Ich ziehe meine Brieftasche und gebe ihm fünfzig Mark.

Tom und ich gehen an dem *Schwarzen Raben* vorbei, in dem mein Großvater seinen »Abendschoppen« trank. Dort sprach man über Kohlengruben, Menschen, die Stadt Dortmund, über Deutschland im allgemeinen, und wie großartig es sich unter Wilhelm dem Zweiten entwickelt hatte.

Wir gehen in den *Schwarzen Raben* hinein. Wir finden, es riecht nicht gut. So gehen wir wieder hinaus. Die Kellnerin, mit Schürze und Geldtäschchen, wirft uns einen bösen Blick zu. Wir haben das Gefühl, wir sehen ihr zu ausländisch aus.

Die Reinoldikirche ist fast ganz zerstört. Hier haben die Bomben wirklich bis ins Aller-Allerheiligste hineingeschlagen, und kein Gott hat ihnen gewehrt.

In Indio, in Kalifornien, auf der Ranch wo meine Tochter mit ihrem Mann wohnte, erfuhr ich damals von der Zerstörung des alten Hauses. Ich erfuhr, es sei aus- und weggebombt. Es war als schlug mir jemand auf den Kopf, und ich mußte mich eine Zeitlang hinsetzen, um meine Haltung zu bewahren. Ich fühlte mich damals wie ein Mann, der in einem kleinen Kahn auf dem großen Ozean einen Sturm ausreitet. [...]

Die Bibliothek meines Großvaters wurde von den Fliegern des Air Marshall Tedder zerstört. Ich habe nichts gegen die Engländer. Herr Tedder ist wahrscheinlich ein netter Mann wie die meisten Engländer, solide, wahrheitsliebend und höflich Frauen gegenüber.

Die Bibliothek meines Großvaters war meine Vergangenheit und auch ein wenig meine Zukunft. Es waren viele Erstausgaben darunter, die jetzt einen großen Wert haben würden.



Richard Huelsenbeck mit Großvater Christian Fink (um 1908)



Disziplin der Gegenwart

Soldaten werden sein. Unermeßliche Heere, die den dröhnenden Schritt der Arbeiterscharen noch überstampfen. Der Reichstag, der eine »Horde« geworden ist, die Bewilligungsmaschine, die Herren mit den kahlen Köpfen, »langweilige Ableser« brüllen nicht so laut. Oldenburg ist lauter und Roethe, der Professor, und die Soldatenscharen, die kommen werden. Schlacht bei Helgoland. Auf die grands unités der vereinigten Geschwader englischer, französischer, russischer Provenienz platzen die Bomben der Mutigen, die in Zeppelin lauern.

Saverne est morte. Vive Saverne! Unermeßliche Heere der Reaktionäre werden dröhnen. Voilà! Staub. Pulverdampf. Die Reaktion hat eingesetzt. Die Kontreanarchie hat eingesetzt.

Und nichts mehr wollen sie wissen von der »hysterischen Renaissance« Heinrich Manns. Das Gotische wird wieder modern. In den Flugblättern deutscher Nation, die der Autor des Rastaquär druckt, haben sie das Hildebrandslied aufgetan und seine steifen Rhythmen, so sie auch Ernst Lissauer beherrscht. Die deutsche Kultur, die heute nicht existiert, hat einmal existiert, bis der Dreißigjährige Krieg kam und sie vernichtete. Das ist der Sinn der Pose. Darum wühlen sie in abgelagerten Chansons. Wie in Amerika, wo sie Lifts einbauen in dorische Tempel, wo die Kratzer Symbol sind für das Manko jeglicher Kulturtradition, so seien wir zerfallen in ein Tohuwabohu in sich verschiedenster Richtungen. Zerflattert. Zerstampft. In Gefahr, uns aufzulösen. Schon melden sich die Partikularisten. Nicht wahr? Ist das wahr? Ja! Das ist wahr. Sie fordern Religion nach ihren Zwecken, weil sie die Priester zur Staatserhaltung und zu ihrer Unterhaltung benötigen. Herr Oldenburg-Januschau fordert Religion. Auch die Kontreanarchie





fordert Religion, weil sie glaubt, daß nur da Kunst, Kultur sein könne, wo großer Glaube ist.

Beide wollen sie das Germanische.

Diese Richtung mußte einsehen, daß die politische Einheit, die der große Krieg gab, sich in der Konsequenz erschöpfte, daß die kulturelle Einheit, das spezifisch Deutsche noch nicht geworden ist. Da sie einsehen, daß es ihnen nicht gelungen ist, nach außen zu wirken, wollen sie neue Mittel. Beispiele finden sie in dem Kampf um das Elsaß, wo sie nicht ganze Arbeit machen konnten. Das Fiasko von Zabern empfinden sie sehr ehrlich als ein Fiasko der deutschen Kultur.

Alles scheint zu beweisen, daß die Deutschen müder geworden sind und programmloser denn je. Selbst Herr Fouquièrre bemitleidet uns. Wir sind das »unschickeste« Volk der Erde. Wir haben uns nicht sehr geändert seit jener Zeit, da wir unter den deutschen Eichen saßen und träumten, so lange, bis eines Tages Madame de Staël kam und uns entdeckte.

Warum haben es die Franzosen politisch wieder zu Bedeutung gebracht, regieren sie die Welt mit ihrem Vermögen (das geringer ist als das unserige), warum? Nachdem sie durch die furchtbaren Tage von 1870 fast vernichtet waren. Die Macht ihrer alten Kultur, die eine zeitlang scheinot gewesen ist, erscheint uns eine ungeheuerliche. In Deutschland herrscht statt dessen Kasernierung auf jedem Gebiete.





Der neue Mensch [Auszug I]

Benvenuto Cellini sehnt sich im Traume die Sonnenscheibe zu sehen, wir aber wollen sie am Tage fühlen als mächtig pulsierendes Herz, als absolute Massregel unserer Persönlichkeit, als Ziel unseres Geistes. Wir hörten zuviel von den Dialogen der Toten, allzu Künstliches empfing unser Ohr, so dass wir Gefahr liefen, Innerlichkeiten zu verlieren. Worte, Worte, zuviel Worte – die Stille muss aufstehen und das Ohr muss für das Orphische heiligster Nächte parat sein. Es wechseln Tage und Nächte, Götter fallen von ihrem Thron, das aber bleibt, wodurch wir wachsen und Mensch sind. Wir haben ganz tief in uns hinein zu sehen, um begreifen zu können, was sich aus Menschlichem machen lässt und wo die Synthese aller Fähigkeiten und Dinge des Menschen zu suchen ist. Wir müssen ganz ehrfürchtig werden vor der Gewalt unserer Seele, wenn wir die Erfahrung erreichen wollen, die uns sagt, daß das Imponderabil eines erhabenen Augenblicks eine bessere Beantwortung kompliziertester Fragen sein kann, als präziseste Berechnung. Die Banalität ist Wahrheit, dass zu sich selbst Jasagen muß, wer berufen ist, zu vielem ja zu sagen.

Der neue Mensch muß die Flügel seiner Seele weit ausspannen, seine inneren Ohren müssen gerichtet sein auf die kommenden Dinge und seine Knie müssen sich einen Altar erfinden, vor dem sie sich beugen können. Er trägt das Pandämonium naturae ignotae in sich selbst und niemand kann etwas dafür oder dagegen tun. Verrenkt zum Göttlichen, der Erlösung entgegentaumelnd wie Fakire, Styliten und Lumpenmartyrer aller Jahrhunderte, die geheiligt worden sind, sieht er sich eines Tages von der Glut seines Herzens erschlagen, verzehrt, niedergerissen – er der Jauchzende, Irrende, paralytisch Verzückte. Ahoi, ahoi, Geißeln und Hussah, Kriege seit Äonen her und doch





Mensch, der neue Mensch, gleichsam aus allen Aschen erstanden, von den Toxinen phantastischster Welten genesen, mit dem Erleben der Proskribierten, Vertierten, mit Kot und den teuflischen Ingredienzien beschmierten Europäer, Afrikaner, Polynesier jeder Art, jeden Geschlechts gesättigt, saturiert, vollgestopft bis zum Ekel: sieh da, der neue Mensch.

Er hat seine Kraft, die in zwei Vertikalen zum Himmel federt, doch liegt in der Ausbreitung nach oben nichts Gewaltiges und die Mystik der Steigerung ist nicht abenteuerlicher als ein *buon giorno* oder ein *felicissima notte*. Der neue Mensch findet sich selbst in ekstatischer Erlösung, er betet sich selbst an, so wie Maria den Sohn anbetet. *Ipsum quem genuit adoravit Maria*.

Der neue Mensch ist nicht neu, weil die Zeit es so will, die Neuorientierung, das Umsichtasten aller Blindlinge und Maulwurfsmenschen – er ist nicht die unterirdische Quelle, die auf die Axt des Barbaren wartet, um eine Verwendung zu finden – er ist nicht neu, weil gehillert wird wie gemüllert wurde (der Tanz der Aktivisten, dieser Libertins der trockenen Seele ist ein Geräusch vor seinen Händen) – er ist der Gott des Augenblicks, die Größe der seligen Affekte, der Phönix aus dem gutem Widerspruch und er ist immer neu, der *homo novus* eigenen Adels, weil sein Herz ihm in jeder Minute die Alternative bereit hält: Mensch oder Unmensch. Seine Wurzel zieht Kräfte aus mykenischem Zeitalter (die Thyrsusstäbe und Schellenklappen antiker Tänzerinnen sind sein Nachmittagsgespräch) – er lebt einen Tag wie Lukian, wie Aretin und wie Christus – er ist alles und nichts, nicht heute, nicht gestern.





Wir

Wir kennen nicht die Sterne und die Nacht,
Und nicht den Nebel, der sich wiegt auf Gräften;
Wir wiegen uns in unsern fetten Hüften,
Die Zimbel klittert und die Pauke kracht.

Wir schlafen bei den Weibern, die verderbt;
Gefängnisgitter waren oft herabgelassen,
Und öfter klang die Peitsche der Kawassen,
Die Väter haben heulend uns enterbt.

Wir sind der Wolf, der um die Plätze weht,
Auf Opfer lauernd und um Blut zu trinken.
Die Frösche knallen. Polizisten hinken.
Ein fetter Priester seine Backen bläht.

Wir wissen nicht, ob wir auch einmal enden.
Paris? Berlin? Es ist uns alles gleich.
Wir hämmern mit den giftgeschwollenen Händen
Uns unser großes Himmelreich.





Untergang

Die fetten Wände glotzen rot und kalt;
es rollt und rollt. Es wachsen blaue Schwaden.
Mich zu erwürgen, spannen Seidenfaden
viel fremde Greise, wunderbarlich und alt.

Als hätt' ich nicht nach anderer Gestalt
der Welt gesonnen, hätte nicht mein Leben
wie eine Seifenblase an den Wind gegeben
und meine Faust dem großen Widder oft genug geballt.

Es dröhnen Ziegel, öffnet sich ein Spalt,
und Nächte speien laue Wasserratten;
O Mutter du! Ich laufe nach dem Schatten.
Ich falle tief. Das Glockenspiel verhallt.

Ein alter Sbirre stampft auf dem Basalt.
Schon lange klirren um mich Partisanen.
Ein Priester plärrt. Es senken sich die Fahnen.
Der Mond ist tot. Der Welt Plazenta in die Nacht gekrallt.



Ein literarisches Manifest

Es soll der Presse und dem Publikum durch unser Auftreten gezeigt werden, daß es Persönlichkeiten gibt, die die Sache der »jüngsten« Literatur auch im Kriege weiterführen. Diese jüngste Literatur hat eine ganz bewußte Tendenz. Diese Tendenz: Expressionismus, Buntheit, Abenteuerlichkeit, Futurismus, Aktivität, Dummheit (gegen die Intellektualität, gegen die Bebuquins, gegen die gänzlich Arroganten). Wir wollen: Aufreizen, umwerfen, bluffen, triezeln, zu Tode kitzeln, wirr, ohne Zusammenhang, Draufgänger und Negationisten sein. Unsere Sache ist die Sache der Intensität, der Nüstern, der Askese, des methodischen Fanatismus, der Flaggen und Konspiration. Wir werden immer »gegen« sein. Wir werden die geistige Führerschaft an uns nehmen. Wir werden zu Felde ziehen gegen die Gehirnwesen, Geistlinge, Systemlinge. Gegen die Aktionierer und lyrischen Tenöre. Gegen die »Programmatiker« und Sektenbildner. Wir ergreifen Partei der Bilderstürmer und jeglicher Radikalen. Wir propagieren den Stoffwechsel, den Saltomortale, den Vampyrismus und alle Art Mimik. Wir sind nicht naiv genug, an den Fortschritt zu glauben. Wir haben es nur mit dem »Heute« zu tun. Wir wollen sein: Mystiker des Details, Bohrlinge und Hellseher, Antikonzeptionisten und Literaturstänker. Wir wollen den Appetit verderben an aller Schönheit, Kultur, Poesie, an allem Geist, Geschmack, Sozialismus, Altruismus und Synonymismus. Wir gehen los gegen alle »ismen«, Parteien und »Anschauungen«. Negationisten wollen wir sein.


Hugo Ball. Richard Huelsenbeck.




Capriccio

(Nach der strammen »Sturm«-Methode gedichtet)

Jammer brüllen. Affen heulen.
Gluten klammen
Klammern Klauben
Bimmel Baumel
Bummel Bummel
in die Nacht.
Wanda wende
Wanda Wanda
Wanda wolle
Nächte bersten
sind geborsten
birsten borsten
eines Schweins.



SCHMERZ
Vater feixe
Scheine schießen
schießen Scheine
Gläste glosen
glosen Gläste
Gläste Gläste
gleichnerisch.





Schwebende

Unsagbar Heilige, die ihr wie Schatten
durch unsere Träume mit den Gedanken geht –
Lippen erstarren. Glieder ermatten.
Gott ist der Wind, der über die Meere weht

Schiffe und Häuser sinken im Wetter.
Ihr, die ihr Wolken wie Blüten begreift,
Sprengt die Häuser und Städte wie Ketten.
Beten ist Faltenkleid, das uns umstreift.

Heilige wandert ihr, Augen im Lichte,
Raffet die Völker mit eiliger Hand.
Beten ist Zittern vor dem Gerichte:
Gott ist im Winde, Gott ist im Brand.

Kirchen zerstäuben vor mutigen Schritten,
Seen und Länder zerklaffen vor Gott.
Nehmt die Geschenke und prüfet die Bitten;
Orgel nun jammert mit dem Fagott.

Priester bereiten die steinernen Särge,
Kerzen zerspringen wie Funken im Raum.
Heilige steigt ihr betend und denkend
als eine Sonne durch unseren Traum.

Christ ist erstanden über den Kreuzen;
Heere von Bettlern sammeln sich dort.
Hure, geheiligt, harret in Demut,
Kündet ihr wieder ewiges Wort.





*Richard Huelsenbeck, Zürich 1916
(Zeichnung v. Marcel Janco)*



Schalaben schalabai schalamezomai

Die Köpfe der Pferde schwimmen auf der blauen Ebene
wie große dunkle Purpurblumen
des Mondes helle Scheibe ist umgeben von den Schreien
der Kometen Sterne und Gletscherpuppen
schalaben schalabai schalamezomai
Kananiter und Janitscharen kämpfen einen großen
Kampf am Ufer des roten Meeres
die Himmel ziehen die Fahne ein die Himmel
verschieben die Glasdächer über dem Kampf der hellen
Rüstungen
o ihr feierlichen Schatten Therebinten und Pfeifenkraut
o ihr feierlichen Beter des großen Gottes
hinter den Schleiern singen die Pferde das Loblied des
großen Gottes
schalaben schalabai schalamezomai
das Ohr des großen Gottes hängt über den Streitern
als eine Schale aus Glas
die Schreie der Kometen wandern in der Schale aus
Glas über den Ländern über dem Kampf über dem
endlosen Streite
die Hand Gottes ist schön wie die Hand meiner
Geliebten
schalaben schalabai schalamezomai
es trocknet das Gras im Leibe des Generals
auf hohen Stühlen sitzen die Schatten der
Mitternachtssonne
und die Weiße des nahen Meers und den harten Klang
der Stürme die der Vulkan ausbrach
so Gott seinen Mund auftut fallen die Schabracken und
kostbaren Zäume von den Rücken des Reittiers
so Gott seinen Mund auftut brechen die Brunnen der
Tiefe auf die Gehängten spielen am Waldrand die





Köpfe der Pferde aber hängen am Wogenkamm
schalaben schalabai schalamezomai
ai ai ai ich sah einen Thron ich sah zehn Thronsessel
ich sah zehnmal zehn Thronsessel und Königssitze
ich sah die Tiere des Erdkreises und die Metallvögel
des Himmels singen das unendliche Loblied des Herrn
der Phosphor leuchtet im Kopf der Besessenen schala
mezomai
und die Säue stürzen in den See der Lamana heißt
schlage an deine Brust die aus Gummi ist laß flattern
deine Zunge über die Horizonte hin
wedele mit deinen Ohren so die Eisgrotte zerbricht
ich sehe die Leiber der Toten über die Teppiche zerstreut
die Toten fallen von den Kirchtürmen und das Volk
schreiet zur Stunde des Gerichts
ich sehe die Toten reiten auf den Baßtrompeten am
Tage des Monds
rot rot sind die Köpfe der Pferde die in der Ebene
schwimmen





Ebene


Schweinsblase Kesselpauke Zinnober cru cru cru
Theosophia pneumatica
die große Geistkunst=poème bruitiste aufgeführt
zum erstenmal durch Richard Huelsenbeck DaDa
oder oder birribum birribum saust der Ochs im Kreis
herum oder
Bohraufträge für leichte Wurfminen-Rohlinge
7,6 cm Chauceur
Beteiligung Soda calc. 98/100 %
Vorsteher damo birridamo holla di funga qualla di
mango damai da dai umbala damo
brrs pffi commencer Abrr Kpppi commence Anfang
Anfang sei hei fe da heim gefragt
Arbeit
Arbeit
brä brä brä brä brä brä brä brä
sokobauno sokobauno sokobauno
Schikaneder Schikaneder Schikaneder
dick werden die Ascheneimer sokobauno sokobauno
die Toten steigen daraus Kränze von Fackeln um den
Kopf
sehst die Pferde wie sie gebückt sind über die
Regentonnen
sehst die Paraffinflüsse fallen aus den Hörnern des Monds
sehst den See Orizunde wie er die Zeitung liest und das
Beefsteak verspeist
sehst den Knochenfraß sokobauno sokobauno
sehst den Mutterkuchen wie er schreiet in den
Schmetterlingsnetzen der Gymnasiasten
sokobauno sokobauno
es schließet der Pfarrer den Ho-osenlatz rataplan rataplan





den Ho-osenlatz und das Haar steht ihm au-aus den
Ohren
vom Himmel fä-ällt das Bockskatapult das Bockskatapult
und die Großmutter lüpfet den Busen
wir blasen das Mehl von der Zunge und schrein und es
wandert der Kopf auf dem Giebel
es schließet der Pfarrer den Ho-osenlatz rataplan rataplan
den Ho-osenlatz und das Haar steht ihm au-aus den
Ohren
vom Himmel fällt das Bockskatapult das Bockskatapult
und die Großmutter lüpfet den Busen
wir blasen das Mehl von der Zunge und schrein und es
wandert der Kopf auf dem Giebel
Dratkopfgametot ibn ben zakalupp wauwoi zakalupp
Steißbein knallblasen
verschwitzt hat o Pfaffengekrös Himmelseverin
Geschwür im Gelenk
balu blau immer blau Blumenpoet vergilbt das Geweih
Bier bar obibor
baumabor botschon ortitschell seviglia o ca sa ca ca sa ca
ca sa ca ca sa ca ca sa ca ca sa
Schierling in Haut gepurpur schwillt auf Würmlein und
Affe
hat Hand und Gesäß
O tscha tschipulala o ta Mpota Mengen
Mengulala mengulala kulilibulala
Bamboscha bambosch
es schließet der Pfarrer den Ho-osenlatz rataplan rataplan
den Ho-osenlatz und das Haar steht ihm au-aus den
Ohren
Tschupurawanta burruh pupaganda burruh
Ischarimunga burruh den Ho-osenlatz den Ho-osenlatz
kampampa kamo den Ho-osenlatz den Ho-osenlatz
katapena kamo katapena kara
Tschuwuparanta da umba da umba da do
da umba da umba da umba hihi





den Ho-osenlatz den Ho-osenlatz
Mpala das Glas der Eckzahn trara
katapena kara der Dichter der Dichter katapena tafu
Mfunga Mpala Mfunga Koel
Dytiramba toro und der Ochs und der Ochs und die
Zehe voll
Grünspan am Ofen
Mpala tano mpala tano mpala tano mpala tano ojoho
mpala tano
mpala tano ja tano ja tano ja tano o den Ho-osenlatz
Mpala Zufanga Mfischa Daboscha Karamba juboscha
daba eloe

R Hüls
en

beck

**Das
mysteriöse
Ende
des Doktor
Billig**

Zeichnungen von
Georges Grosz
Subskriptionspreis
10 Mark

**Was will
man?**
Die Aktion

Was kann man?

Verlag

**Zu spät
kaufen Sie den**

**Sprung
aus**
F. Jung

**Achten Sie
auf Ihre Gesundheit!**
.....

der Welt !!!
.....

club dada

Großer Propagandaabend Ende Mai

Simultanistisches Gedicht (6 Mitwirkende) **Bruiti-**
stische Musik **Kubistische** Tänze (10 Damen)

Bestellungen und Anfragen sind zu richten an:
R. Hülsenbeck Charlottenburg Kantstraße 118^{III}

Prospekt des Verlags Freie Straße (Umschlagvorderseite, 1918)



Baum

Langsam öffnete der Häuserklump seines Leibes Mitte
dann schrien die geschwollenen Hälse der Kirchen nach
den Tiefen über ihnen
hier jagten sich wie Hunde die Farben aller je gesehenen
Erden
alle je gehörten Klänge stürzten rasselnd in den
Mittelpunkt.
es zerbrachen die Farben und Klänge wie Glas und Zement
und weiche dunkle Tropfen schlugen schwer herunter.
im Gleichschritt schnarren die Gestirne nun und recken
hoch die Teller ihrer Hand.
O Allah Cadabaudahojoho O hojohojolodomodoho
O Burrubu hihi o Burrubu hihi o hojolodomodoho
und weiß gestärkte Greise ho
und aufgeblasene Pudel ho
und wildgeschwungene Kioske ho
und jene Stunden die gefüllt sind mit der Baßtrompeten
Schein
Fagotte weit bezechet die auf den Gitterspitzen wandeln
und Tonnen rot befrackt gequollene Dschunken ho
Oho oho o mezza notte die den Baum gebar
die Schattenpeitschen schlagen nun um deinen Leib
weiß ist das Blut das du über die Horizonte speist
zwischen den Intervallen deines Atems fahren die
bewimpelten Schiffe
Oho oho über den Spiegel deines Leibes saust der
Jahrhunderte Geschrei
in deinen Haaren sitzen die geputzten Gewitter wie
Papageien
Luftschlangen und Flittergold sind in den Runzeln deiner
Stirne
alle Arten des Verreckens liegen vor dir begraben oho



sieh Millionen Grabkreuze sind dein Mittagmahl
die Kadenz deines Kleides ist wie Ebbe und Flut
und wenn du singst tanzen die Flüsse vor dir
Oho joho also singst du also geht deine Stimme
O Alla Cadabaudahojoho O hojohojolodomodoho
O Burrubu hihi o Burrubu hihi o hojohojolodomodoho




Einband (1918)



Flüsse

Aus den gefleckten Tuben strömen die Flüsse in
die Schatten der lebendigen Bäume
Papageien und Aasgeier fallen von den Zweigen immer
auf den Grund
Bastmatten sind die Wände des Himmels und aus den
Wolken kommen die großen Fallschirme der Magier
Larven von Wolkenhaut haben sich die Türme vor die
blendenden Augen gebunden
O ihr Flüsse Unter der ponte dei sospiri fanget ihr auf
Lungen und Lebern und abgeschnittene Hälse
In der Hudsonbay aber flog die Sirene oder ein Vogel Greif
oder ein Menschenweibchen von neuestem Typus
mit eurer Hand greift ihr in die Taschen der Regierungsräte
die voll sind von Pensionen allerhand gutem Willen und
schönen Leberwürsten
was haben wir alles getan vor euch wie haben wir alle
gebetet
vom Skorpionstich schwillet der Hintern den heiligen
Sängern
und Ben Abka der Hohepriester wälzt sich im Mist
eure Adern sind blau rot grün und orangefarben wie die
Gesichte der Ahnen die im Sonntagsanzuge am Bord der
Altäre hocken
Zylinderhüte riesige o aus Zinn und Messing machen ein
himmlisches Konzert
die Gestalten der Engel schweben um eueren Ausgang als
der Widerschein giftiger Blüten
so formet ihr euere Glieder über den Horizont hinaus in
den Kaskaden
von seinem Schlafsofa stieg das indianische Meer die
Ohren voll Watte gesteckt





aus ihren Hütten kriechen die heißen Gewässer
und schrein
Zelte haben sie gespannt von Morgen bis Abend über
eurer Brunst und Heere von Phonographen warten vor
dem Gequäck eurer Lüste
ein Unglück ist geschehen in der Welt
die Brüste der Riesendame gingen in Flammen auf und
ein Schlangenmensch gebar einen Rattenschwanz
Umba Umba die Neger purzeln aus den Hühnerställen
und der Gischts eures Atems streift ihre Zehn
eine große Schlacht ging über euch hin und über den
Schlaf eurer Lippen
ein großes Morden füllte euch aus

Der redende Mensch

DADADADADA

DIE DAME die ihre alte Größe erreicht hat
die Impotenz der Straßenfeger ist skandalös geworden
wer kann sagen ich bin seit er bin und du seid dulce et decorum est pro patria mori oder üb immer Treu und Redlichkeit oder da schlag einer lang hin oder ein Tritt und du stehst im Hemd wer wagt es Rittersmann oder Knapp und es wallet und siedet und brauset und zischt Concordia soll ihr Name sein schon bohren die Giraffen die Köpfe in den Sand und noch immer donnert das Kalbfell nicht was wollen Sie von mir in meiner Jugend eine Schönheit jagt die andre und der Polarhase sprang vom Kreuzbein ab o ah o die Negerinnen rasen auf die Trommeln paukend am Abhang der Berge einige kriechen andere fliegen einige platzen andere zerren sich und die vielen länglich hinab was will man von mir in meiner Jugend an meinen Haaren lassen sich die jungen Affen blitzschnell herab auf der Fläche meiner Zähne grasen die blauen Pferde in meinen Brüsten hockt wechselnd das RHINOZEROS surre surre hopp hopp hopp surre surre hopp hopp hopp wer brachte den Panther in die Straßenbahn wer trat der Tante in das Gummigesäß ich bins meine Damen und Herren ich bin das Ereignis seit Sonnenaufgang drei Kinder schenkte mir Mafarka der Futurist und schon schmort das dritte in der Kasserolle aus glänzendem Stahlblech denn wie sagt schon Vater Homer schlägt sie haut sie prügelt sie bis der Absinth in den Capillarröhren tanzt ich bin der Papst und die Verheißung und die Latrine in Liverpool



Chorus sanctus

a a o	a e i	i i i	o i i
u u o	u u e	u i e	a a i
ha dzk	drrr bn	obn br	buß bum
ha haha	hihihi	lilili	leiomen

Die Primitiven

»indigo indigo
»Trambahn Schlafsack
»Wanz und Floh
»indigo indigai
»umbaliska
»bumm DADAI



Die Kesselpauke

HOHOHOHOHO wo wo ist das Krematorium das aus den
Flüssen stieg der mächtige DADA kam an der Strickleiter
herab die Dichterschulen sind in den Kloaken davonge-
schwommen der grüne Kolben stößt aus meinem Kopf
pfluzend und polternd HOHOHOHO
ich bin der Anfang der Welt indem ich das Ende bin
sah ihr je das Auto in einem Pyjama es ist hoch voller
Frösche gepackt zerrt eine blaue Wolke hinter sich her an
einem Drahtseil es saust durch die Zacken des monte ma-
ladetta und die jungen Spanierinnen winkten ihm zu mit
ihrem Weisheitszahn der ist so groß wie die Insel Mada-
gaskar und in ihm ist eine Avenue wo man die Bienen in
ihrem sonntäglichen Putze lustwandeln sieht
ich sage euch löscht die Sonne aus und laßt die Blindschlei-
chen aus den Futteralen springen denn niemand solle die
Nacht vor dem Morgen loben
unverhofft sage ich euch kommen die lackierten Neger
und schütten dir Bütteln aus auf das Tulpenbeet
in dem Bauch der kleinen Fische höre ich die Schreiner-
werkstatt
wer zweifelte da an dem Aufstieg des redenden Menschen
der Herr hats gegeben der Herr hats genommen
und doch kostet der Eintritt nur 50 centimes wer sieht
nicht die Dickteufel wie sie ihre fuchsroten Haare fetten
sie bellen aus ihren Achselhöhlen wenn der Berberhengst
in die Kaffeekanne springt
in dem Gehäuse ihres Leibs schnurrt eine Spindel wer zwei-
felte aber da an dem Aufstieg des redenden Menschen



*Umschlag mit einer Zeichnung von George Grosz
(2. Auflage 1920)*



Das indianische Meer und die ganz rote Sonne

Höher hinauf stieg alles alles versank in der Höhe
große Pupillen drehen sich rasselnd auf den Galerien aus
Zedernholz
in meinem Atem wandern die Tannenbäume wie
Staubkörner
Drehorgelklang fällt aus dem Maul der Elephanten in
der Nacht
jemand schrie aber um die elfte Stunde: hebet die Röcke
schüttet die Hosen aus nehmet die Kesselpauke aus dem
Kniegelenk laßt fallen die Kaffeetassen von der Höhe der
Brust
охохо охохо aus den Kloaken krochen die Heere der
jungen Seekühe
alles zerbrach um den Mond hier aber saßen die
ausgestopften Vögel auf langen Messingstangen
alles zerflatterte und aus der Purpurlaube stieg der
Donnerschlag
o höret mein Gebet ihr Steißjungfern und Rattenfänger
o höret mein Gebet ihr Masseusen und Seeigel die ihr
auf der Spitze der Fontänen reitet in der Pracht eurer
Gewänder
die Mandarinen sind da und haben ihr Fett zum Trocknen
aufgehängt
o haibjukuolamaturrubsk zerripstipp zerripstipp
tallubolala tallubolala zerripstippstipp
denn von dem Tour Eiffel fallen die Pfarrer und
Forsteleven in ihren rosenroten Uniformen
schweiflige Dämpfe steigen aus den Kadavern die die
Flüsse hinab schwimmen
alles wölbte sich hoch alles verlor seinen Sand und tanzte
im Aeroplan





die schwarzen Stücke brechen aus dem Genick die Fülle
spannet sich aus
das Schwarze spannet sich aus und singt das Singen
spannet sich aus
tallubollala tallubolala o höret mein Gebet
sehete meinen Kehlkopf aus Glanzpapier und Bienenwachs
die zwölf Erschossenen umtanzen den Kuhhirten der
taubstumm ist
zwischen meinen Schulterblättern wandert Tzara der
Dichter
Tzara der Dichter wandert mit Zylinder und Parapluie
mit Parapluie und Zylinder wandert Tzara der
Dichter
er wischt sich den Schweiß von seiner Stirn
er reißt sich den Lorbeerkranz von seinem Bein
o Tzara o o Embryo o Haupt voll Blut und Wunden





Erklärung

Vorgetragen im »Cabaret Voltaire«, im Frühjahr 1916

Edle und respektierte Bürger Zürichs, Studenten, Handwerker, Arbeiter, Vagabunden, Ziellose aller Länder, vereinigt euch. Im Namen des Cabaret Voltaire und meines Freundes Hugo Ball, dem Gründer und Leiter dieses hochgelehrten Institutes, habe ich heute abend eine Erklärung abzugeben, die Sie erschüttern wird. Ich hoffe, daß Ihnen kein körperliches Unheil widerfahren wird, aber was wir Ihnen jetzt zu sagen haben, wird Sie wie eine Kugel treffen. Wir haben beschlossen, unsere mannigfaltigen Aktivitäten unter dem Namen Dada zusammenzufassen. Wir fanden Dada, wir sind Dada, und wir haben Dada. Dada wurde in einem Lexikon gefunden, es bedeutet nichts. Dies ist das bedeutende Nichts, an dem nichts etwas bedeutet. Wir wollen die Welt mit Nichts ändern, wir wollen die Dichtung und die Malerei mit Nichts ändern und wir wollen den Krieg mit Nichts zu Ende bringen. Wir stehen hier ohne Absicht, wir haben nicht mal die Absicht, Sie zu unterhalten oder zu amüsieren. Obwohl dies alles so ist, wie es ist, indem es nämlich nichts ist, brauchen wir dennoch nicht als Feinde zu enden. Im Augenblick, wo Sie unter Überwindung Ihrer bürgerlichen Widerstände mit uns Dada auf ihre Fahne schreiben, sind wir wieder einig und die besten Freunde. Nehmen Sie bitte Dada von uns als Geschenk an, denn wer es nicht annimmt, ist verloren. Dada ist die beste Medizin und verhilft zu einer glücklichen Ehe. Ihre Kindeskinde werden es Ihnen danken. Ich verabschiede mich nun mit einem Dadagrüß und einer Dadaverbeugung. Es lebe Dada. Dada, Dada, Dada.





Cabaret Voltaire

Gemälde von Marcel Janco (1916)

*Auf dem Podium (v.l.n.r.): Hugo Ball (am Klavier), Tristan Tzara,
Hans Arp, Richard Huelsenbeck, hinter ihm Marcel Janco,
Emmy Hennings tanzend mit Friedrich Glauser*



Der Idiot

Die grauen Kiemen sind herabgelassen
die Ohren weit und mühsam aufgesperrt;
Aus Augen blöd auf ungeheure Massen
von Welten starrend. Exkrement der Rassen.

Um ihn sie klappern mit den Tischgeräten,
mit roten Tüchern reizen sie den Stier;
Er aber sinkt und schwimmt, von hier
entfernt auf blauen Tulpenbeeten.

Die Ampel ist vor seiner Nase aufgehängt;
Er rührt sie kaum die langen Affenarme,
er brüllt im Lachen doch er scheint gedrängt
zur Wehmut und zum allertiefsten Harme.

In Kirchen sind die roten Teppiche gehängt;
Ein Priester, geil, will ihn mit Pinseln waschen
Da brennt der Wagen. Die Beamten haschen
vor dem Altar ihn, wo die Kerzen schlendern.

Er stemmt die Arme gegen feste Riemen,
die Ziemer knacken, hart sind Eisenstangen,
und Wände, die im Tanze ihn umsprangen,
zerreißen die herabgelassenen Kiemen.

Ein Kolibri sitzt zwitschernd auf dem Aas,
die Zweige streicheln sorgsam seine Beine,
die aufgereckt wie Wegweiser aus seinem
Bauche glotzen. Im blanken Sonnenscheine.



Mistkäfer gröhlen tief in seinen Lenden;
Die haben sich am Eiter, warm, bezechet.
Ein Bauernkind wirft Steine nach den Enden
seiner Zehen. Auf ihn schießt ein Knecht.



*Umschlag mit einem Ausschnitt aus einem Gemälde
von George Grosz (1920)*

Dada-Gedicht

I

Auf den großen Plätzen stehen die Weiden,
Schon seit Wochen sind die Messer gewetzt,
Wolken und Donnerschlag überstehen die Zeit,
Wo sind die Flüsse, die wir uns geschenkt?
Wo sind die Mützen, die wir uns gestülpt?
Wo ist der Weihnachtsbaum, der vom Wurm benagt,
dem Allheiligsten sich verband und die Kinder erfreut ...?
Hier schreit der Mullah von hoher Warte in
siedender Stadt, und die Fische sind faul,
und die Menschen, die sie aßen, sind faul
und die Bäuche, wie Fischbäuche, blau und
glänzend, so stehen sie da, und der Tod ist nah.
Viele Wochen gingen wir barfuß durch Wüsten
und Wald, um das Meer zu sehen und die Einsamkeit
zu fliehen, die sich mit Stern und Stumpf auf uns
gesenkt hat.

Wir sammelten Groschen, uns zu ernähren, wir
kauften das Billett für das Wüstenroß, Kamel genannt,
und der Peitsche Schwung war unser Gast.
Wir hatten viele berühmte Gäste, darunter
Wanzen und Flöhe, mit dem heiligen Zeichen auf dem
Bauch, und wir kauften Flohwasser, sie zu nähren.
Als wir in die große Stadt kamen, sagten die Flöhe Halt.
Und wir standen mit Halt und Huhn, gewickelt und
gespornt und bereit, das Wesen zu ergründen.
Wir sind geworden wie wir waren, sagte der Mann,
der auf einem Bein der Tiefe Zechkumpan war.
Wir waren, was wir geworden sind, sagte ich.
Dann nahm ich die Zeitung und wickelte alles ein.
Dann kam der Mann und wickelte alles aus, und



ein Soldat stellte sich schützend vor uns,
der Gefahr ein kluges Ohr leihend.
Dies war die Zeit, als die Flut stieg und die
Zeit sich drehte und die Palmen fielen wie Heu.

Dies war die Zeit des großen Brandes, als der Brand-
atem die Dinge verstellte und der Verstellung genug
die Menschen anfiel, die von Fliegen und Wind bedroht,
sich dem Ewigen hingaben.

II

Kaum hatten wir dem Mann die Hosen abgezogen,
stand er da, in Fülle und erstaunt über soviel
Begeisterung und er sagte errötend: »Wie können Sie?«
Und wir sagten, wer will der kann auch, und die
beste Tugend ist Tüchtigkeit, wenn man es richtig ansieht.
Und der Mann sagte, es sei gut und wir schüttelten uns
die Hände.

Dies war die Zeit, als der Glocken Singsang die Sünder
betörte, und sie traten aus dem Haus, die Brillen weg-
werfend, und sie warfen die Krücken fort, und als die
Krücken fort waren, warfen sie die Tücher fort, die
rosafarbenen und die fliederfarbenen Halskravatten,
und als die fliederfarbenen Halskravatten fort waren,
warfen sie sich selber fort und sich fortwerfend warfen
sie sich vorwärts. Und wir trafen sie auf dem Markt, wo
die Fahnen den Kaiser begrüßten.

Der Kaiser war ein junger Mann und er hatte die Welt
unter sich und er trug den Reichsapfel wie ein Bruch-
band als aufrechter Mann, der er war. Und er sagte, er
sei so aufrecht, wie es sich machen ließ und er hielt
den Reichsapfel hoch gegen das Volk bis zum Adamsapfel,





und das Volk warf ihm Äpfel zu, und alle freuten sich über die Äpfel.

Und der Mann, dem wir die Hosen abgezogen hatten,
stand
da und betrachtete sein Schicksal. »Es ist Schwefel in der Luft« sagte er »und die Flüsse ringeln sich fort, dem Horizont zu. Und die Häuser knistern in Sonne und Wind und die Menschen stehen zusammen wie Frösche im Teich, und alles steht zusammen.«

Und wir nahmen uns die Freiheit und wir sprachen zu ihm, während die Jünger herumstanden und das allgemeine Los der Menschheit beklagten. Und eine Frau zog Brötchen aus ihrem Korb und sie sagte »Aha«. Und wir alle sagten: »Aha«.

Dies war die Zeit, als die Jahre schwarz wurden und silbern im Schein der Unendlichkeit und das rötliche Licht verblaßte und der Gesang der Sterne war es nicht mehr.

III

Man fand die Toten in einem gemeinsamen Grab, das gegen den Berg lag und der Sonne entwunden. Der Ozean schüttelte seine gischtigen Fäuste und der Wind, im Observatorium registriert, kam von Zeit zu Zeit, ein Besucher der Grashalme, ein Beküsser der Palmen. Dort, wo die Weite anfängt, gibt es keine Tränen, und die Knochen der Maulesel sind gut genug für die Kinder, sich damit zu bewerfen. Dung und Dreck füllt die Welt der Hoffnung, und der Abend ist wie ein Vorhang in einem Bordell. Es ist nicht das Bordell in der Rue d'Hanovre, wo einst Eduard der Siebente vor goldenen Huren sich beugte, und er steckte sein Szepter unter das Bett. Bist Du ein König oder ein Kaiser, fragte





Suzette und sie nahm den roten Pantoffel unter ihrem Kleid, seine Wange zu schlagen.

Ich bin wie ein Maulesel, sagte der Mann und habe die Wünsche eines Maulesels, morgens wiehere ich laut und gegen Abend, wenn die Sonne der Baracken Zinndach vergoldet, suche ich nach meinem Weib. Sie ist die Mauleselin.

Ich habe viele Mauleselinnen in meinem Leben getroffen, sagte der Maulesel, aber sie ist die schönste von allen und sie riecht nicht wie Mauleselinnen tuen, nach trockener Haut und unverdauten Kräutern.

Wir essen Disteln zum Abend und sie kocht sie in großem silbernem Topf auf heißen Steinen. Sie werden mit Ratten gewürzt und mit Fröschen gespeist. Lehm, Thymian und Myrrhen sind die Zutaten und vielleicht ein kleines Zitroneneis hinterher. Aber dies überlassen wir dem Zufall und der Börse.

Das Schicksal der Wesen aller Art, sagte der Maulesel, liegt in seinen Hufen. Halte sie blank und Dir wird wohl sein. So sprachen wir noch eine Zeitlang, bis die Kälte mir hinter den Schlips kroch, und die Sanddünen in der Weite erschienen mir plötzlich wie kleine Eisberge, verschiebbar und aufzudrehn wie ein Spielzeug für Kinder.

Dies war die Zeit, als der Missionar Stübel, der so sehr auf Gott gehofft hatte, an einem Leberleiden erkrankte, und er war im Zweifel, ob er Gott oder das Schicksal anklagen sollte. Er zählte ab, an den Knöpfen seines Nachtgewandes, aber





sein Herz, müde und zerzaust von der Wucht jahrelanger
Illusionen,
gab nach wie eine Hecke, die der Wind umlegt, und er
starb,
so wie er gelebt hatte, ohne Kommen und ohne Gehen,
ohne Sinn und Verstand.

IV

Ich will nichts mehr sehen als Dich, wenn ich
sehe, aber wenn das Ende des Sehens kommt, sehe
ich Dich nicht. So stehe ich, wie ich sehe und was ich
stehe, muß ich sehen.
Als wir dies sagten, fiel der Donner über die
Stadt, und als der Donner kam, sagten die Menschen
»Aha«.

Das ist die gute Zeit, wo ein Aha dem anderen folgt,
aber es gab auch Zeiten, wo man sagte, daß dem
Nachsagen nichts vorgesagt werden könnte.

Die Menschen standen auf Märkten und handelten
mit faulen Fischen und die Trödler beherrschten
die Welt. Das war die Zeit der Pastöre und Ko-
mödianten, und die Komödien spielten Tag und
Nacht. Und die Menschen wußten nichts zu sagen
als »Aha«.

Der blaue Dunst machte sich breit, wohlbekannt den
Ingenieuren, die dem blauen Dunst nachhalfen in
Farbe und Form. Und in den Zeitungen wünschten die
Schreiber Glück dem gewaltigen Experimente des
blauen Dunstes, und so – eines Tages, als sie alle
zusammenstanden, blau und Dunst und blauer Dunst
und alle





die anderen, die mit Windeseile gekommen waren und als man der Verbeugung nachging und die Reverenz vor dem Ungekannten die Allgemeinheit erschreckte, da geschah das große »Aha«.

Und die Trompeten, mit gewaltigen Fürzen, ließen das blaue Dunstlied aus, und die metallenen Hälse der Instrumente bogen sich in Freude und die Dankbarkeit war allgemein.

Dies war das blaue Dunstjahr und die Kinder gingen auf ihren rosigen Zehen und in weißgestärkten Kleidern durch die blaue Dunststadt, die sich allem öffnete wie eine Tulpe. Die Menschen trugen Tulpen um ihre Hälse gewickelt und der Tulpen war ein großer blauer Dunst überall.

Dies war das Jahr, wo alles ineinanderfiel und das große Knittern begann. Von den Ecken brach es ab wie morscher Kuchen und das gelbe Faserholz faserte aus.

V

Auf den Schiffen fuhren wir lange und die See war rot und die Sonne am Tag und die Sterne nachts, Sonne und Erde, rote Gesellen, und wir fuhren durch Tang und der Duft des Wassers und die Tiefe der See, aha, irgendwo braust ein neuer Sturm, der alles glattfegen wird.

Die Sonnen sind wie feurige Kreisel und die Sterne als wären sie dem Bauch der Nacht entfallen, glitzernd, nervöse Steine, schnaubende Nüstern der Unendlichkeit. So fahren wir unter den Füßen Gottes, gewaltige Grotte und Schatten, der uns verhängt ist, und wir singen.





Der Kapitän, mit Namen Alex singt auf dem Vorderdeck,
und er legt die Hand an den Adamsapfel, als wolle er
sich die Haut vom Hals reißen, aber nur die Uniform
fällt, und ein weißer Hals, Schwan und Schwindel, erscheint,
ein Kinderhals, der vergangene Tage zurückruft.

Einst, vor vierzig und mehr mühevollen Jahren, spielte
der Kapitän im Garten des Hauses und die Mutter
sagte »Aha«, und der Kapitän sagte »Aha«, und so
wurde aus Abend und Morgen der erste Tag.

Wenn das Rote sich dem Gelben vermengt, entsteht
das Land,
und die Indianer tanzen mit wunden Füßen auf
den bewegten Kieseln, noch warm vom Bauch der
Krokodile,
und da, wo der Kahn lag, ist nun ein Abdruck, als hätte
ein Riese die Erde gestampft. Sand und Soda sind
die Spielgesellen der Indianer, die den Kopfputz aus
Sellerie stolz zur Schau tragen.

»Seht, Freunde, ein Schiff«, sagte der Häuptling, als er
den Tabak aus den Ohren spuckte, verkrümmt von
Rheuma,
und vom Krebs, der ihm den Bauch wölbt, und kein Magier
kann ihm mehr helfen. »Seht ein Schiff« sagte er.
Und die Indianer sagten »Aha«.

Und sie standen alle auf, in Reihen, die metallenen
Gelenke schüttelnd, und das Zinnober, sorgfältig gesucht,
fiel von ihrem Gesicht, und die Federn begannen zu
zwitchern, Kolibrifedern, grün und schillernd, von
Vogelschwänzen gezupft. Und alle sagten »Aha«.





Umschlag mit einer Fotomontage von Otto Schmalhausen (1920)

Erste Dadarede in Deutschland

Februar 1918 (Saal der Neuen Sezession, I.B. Neumann)

Meine Damen und Herren!

Der heutige Abend ist als Sympathiekundgebung für den Dadaismus gedacht, eine neue internationale »Kunstrichtung«, die vor zwei Jahren in Zürich gegründet wurde. Unter den Initiatoren dieser schönen Sache waren Hugo Ball, Emmy Hennings, der Maler Slodki, die Rumänen Marcel Janco und Tristan Tzara, zu guter Letzt ich selbst, der ich heute die Ehre habe, an dieser Stelle für meine alten Kameraden und unsere alten-neuen Ansichten Propaganda zu machen. Hugo Ball, ein großer Künstler und größerer Mensch, ein gänzlich unsnobistischer, unliterarischer Mensch, gründete 1916 in Zürich das Cabaret Voltaire, aus dem sich mit unserer Hilfe der Dadaismus entwickelte. Der Dadaismus war notgedrungen ein internationales Produkt. Man mußte etwas Gemeinsames zwischen den Russen, Rumänen, Schweizern und Deutschen finden. Es gab einen Hexensabbath, wie Sie ihn sich nicht vorzustellen vermögen, ein Trara von morgens bis abends, ein Taumel mit Pauken und Negertrommeln, eine Ekstase mit Steps und kubistischen Tänzen. Die Rumänen kamen von Frankreich, liebten Apollinaire, Max Jacob, wußten viel von Barzun, Poème et Drame und den Kubisten. Aus Italien schrieb Marinetti, Palazeschi, Savignio. Wir Deutschen standen ziemlich harmlos da. Ball war tatsächlich der einzige, der die Probleme der futuristischen und kubistischen Richtungen in sich aufgenommen und verarbeitet hatte. Vielleicht befinden sich einige unter Ihnen, die ihn im Jahre 1915 hier in Berlin auf dem Expressionisten-Abend reden hörten, den ich mit ihm veranstalten konnte. Das sind in der Tat die expressionistischsten Gedichte gewese-



sen, die Deutschland jemals gehört hat. Ball brachte seinen »bellenden Hund« mit in die Schweiz, ein Phantasma von einer Stärke, daß kleine Leutchen wie Korrodie und Rubiner¹ noch heute darunter leiden. Das Cabaret Voltaire war unsere Versuchsbühne, wo wir tastend unsere Gemeinsamkeiten zu verstehen suchten. Wir machten zusammen einen wunderschönen Negergesang mit Klappern, Holzklöppeln und vielen primitiven Instrumenten. Ich gab den Vorsänger, eine fast mythische Gestalt. Trabaja, Trabaja la mojere – – – mit vielem Schmalz. Die Kunstgewerber von ganz Zürich begannen einen geschlossenen Feldzug gegen uns. Das war das Schönste: jetzt wußten wir, mit wem wir es zu tun hatten. Wir waren gegen die Pazifisten, weil der Krieg uns die Möglichkeit gegeben hatte, überhaupt in unserer ganzen Gloria zu existieren. Und damals waren die Pazifisten noch anständiger wie heute, wo jeder dumme Junge mit seinen Büchern gegen die Zeit die Konjunktur ausnützen will.² Wir waren für den Krieg und der Dadaismus ist heute noch für den, Krieg. Die Dinge müssen sich stoßen: es geht noch lange nicht grausam genug zu. Im Cabaret Voltaire versuchten wir zuerst unsere kubistischen Tänze mit Masken von Janco, selbstgefertigten Kostümen aus bunter Pappe und Flitter. Tristan Tzara, der heute die dadaistischen Hefte in Zürich herausgibt, erfand die Darstellung des *poème simultan* für die Bühne, ein Gedicht, das in verschiedenen Sprachen, Rhythmen, Tönen zugleich von mehreren Personen vorgetragen wird. Ich erfand das *concert des voyelles* und das *poème bruitiste*, eine Mischung aus Gedicht und bruitistischer Musik, wie sie durch die Futuristen mit dem *réveil de la capitale* berühmt geworden ist. Die Erfindungen regneten, Tzara erfand das *poème statique*, eine Art optisches Gedicht, auf das man sieht wie auf einen Wald, ich selbst initiierte das *poème*

1 Hat sich an »melioristischen« Theorien übernommen und ist im Frühjahr 1920 gestorben. R.I.P.S.

2 1918, z.B. der jetzt eingegangene Verlag Berger u. Co.





mouvementiste, Vortrag mit primitiven Bewegungen, wie er bis jetzt in dieser Weise noch nicht gemacht worden ist.

Meine Herrschaften – so entstand der Dadaismus, ein Brennpunkt internationaler Energien. Den Kubismus hatten wir satt, das nur Abstrakte begann uns zu langweilen. Man kommt von selbst zum Realen, sobald man sich rührt und ein lebendiger Mensch ist. Der Futurismus, wie er existierte, war eine ausschließlich italienische Angelegenheit, ein Kampf gegen die fürchterliche Antike mit ihrem aalglatten Geschäftskönnen, die dort jedes Talent zu Boden schlägt. Der Futurismus, der hier in Deutschland, wo wir in allen Dingen die Ehre haben, die Letzten zu sein, noch bis vor kurzem von krassen Ignoranten und Hohlköpfen als Hokuspokus verachtet worden ist, weil seine Verse schlecht oder unverständlich waren, dieser Futurismus, meine Herrschaften, war ein Kampf gegen die Apollostatue, gegen die Cantilene und den bel canto³ – aber was hatten wir Dadaisten damit zu tun? Weder etwas mit dem Futurismus, noch etwas mit dem Kubismus. Wir waren etwas Neues, wir waren die Dadas, Ball-Dada, Huelsenbeck-Dada, Tzara-Dada. Dada ist ein Wort, das in allen Sprachen existiert – es drückt nichts weiter aus als die Internationalität der Bewegung, mit dem kindlichen Stammeln, auf das man es zurückführen wollte, hat es nichts zu tun. Was ist nun der Dadaismus, für den ich heute abend hier eintreten will? Er will die Fronde der großen internationalen Kunstbewegungen sein. Er ist die Überleitung zu der neuen Freude an den realen Dingen. Da sind Kerle, die sich mit dem Leben herumgeschlagen haben, da sind Typen, Menschen mit Schicksalen und der Fähigkeit zu erleben. Menschen mit geschärftem Intellekt, die verstehen, daß sie an eine Wende der Zeit gestellt sind. Es ist nur ein Schritt bis zur Politik. Morgen Minister oder Märtyrer in der Schlüsselburg. Der Dadaismus ist etwas,

3 Siehe dazu Däubler »Im Kampf um die neue Kunst«.



was die Elemente des Futurismus oder der kubistischen Theoreme in sich überwunden hat. Er muß etwas Neues sein, denn er steht an der Spitze der Entwicklung, und die Zeit ändert sich mit den Menschen, die fähig sind, verändert zu werden. »Die phantastischen Gebete«, aus denen ich Ihnen nachher einiges vortragen werde, sind im Dada-Verlag⁴ erschienen und tragen, wie ich hoffe, das Kolorit dieser Bewegung.

4 Jetzt Malik-Verlag, Berlin-Halensee.



Prospekt des Verlags Freie Straße (Umschlagrückseite, 1918)



Der neue Mensch [Auszug II]

Der neue Mensch hält folgende Rede an seine Jünger und Zuhörer: Suchet euch einen Mittelpunkt für euer Leben und beginnet wieder an die großen Eigenschaften der Heiden zu glauben. Wo ist euer Plutarch, aus dem ihr lernen könnt, was es heißt, für geistige Dinge zu sterben? Warum rührt es euch nicht zu Tränen, wenn ihr von den Märtyrern lest, die sich für ihre Überzeugung rädern ließen – warum habt ihr keinen Begriff von der Schönheit und dem Mut einer Jeanne d’Arc, warum fallt ihr nicht auf dem belebten Platz auf die Knie wie Raskolnikow und schreit: Herr, Herr, schau auf mich herab, ich bin ein sündiger Mensch. Ihr habt kein Verhältnis zu den Dingen, ihr seht über die kleinen Dinge hinweg zu großen fiktiven Bergen – ihr sucht den Heiland in aller Welt und denkt nicht an euer Herz, das in ängstlicher Brust der Erlösung entgegenschlägt. Warum denkt ihr nicht an den Tod – jenen großen allmächtigen Tod, den Tod der spanischen Stierarena, den Tod der antiken Reliefe, den Tod der Cholera und Beulenpest – warum denkt ihr nicht an ihn, der die Glieder auseinanderreißt und die Familienmitglieder in Mordsucht aufeinanderhetzt? Warum denkt ihr an nichts, was die Welt groß und fruchtbar macht? Wie? Seid ihr nicht klüger als der kleinste Medizinstudent und naturwissenschaftliche Figurant, der eine physiologische Angelegenheit aus dem Leben der heiligen Mutter macht? Der neue Mensch weiß den Tod zu fürchten um des ewigen Lebens willen; denn er will seiner Geistigkeit ein Monument setzen, er hat Ehre im Leib, er denkt edeler als ihr. Er denkt: *Malo libertatem quam otium servitium.*

Er denkt: Alles soll leben – aber eins muß aufhören – der Bürger, der Dicksack, der Freßhans, das Mastschwein der Geistigkeit, der Türhüter aller Jämmerlichkeiten.





*Huelsenbeck und Raoul Hausmann während ihrer
DADA-Tournee 1920*



Verwandlungen

Kakadu und Jamaika leben so still in abgelegener Ecke der großen Stadt, fern von den Geräuschen und dem Farbenrhythmus sind sie so friedsam und bürgerlich verschüchtert, daß keinem der Gedanke kommt, über sich hinauszuwollen. Es gälte eine jener Ehen zu beschreiben, zu explizieren einen Vortrag für Bett und Tisch, wie sie in Balzacs Beschreibungen durch den Hintergrund einer Metropole zuweilen betrachtenswert erscheinen. Kakadu ist der Sohn eines Medizinalrats, der von manchen behaglichen Bürgern geschätzt, zweimal wöchentlich in einer Kalesche über Land fährt. Seine Mutter, die vor einigen Jahren an Krebs starb, schrieb sich in ihrer Jugend Driesel, und man durfte nicht sagen, daß ihr Vater eine Wirtschaft besaß, welche den verrufenen Namen Tivoli führte, eine gefährliche Wirtschaft. Damen bedienten, Burschen mit Messern schlugen sich manchmal mit der Polizei. Das war, wie man sagte, »der Schandfleck im Buche der Familie Kakadu«. Kakadu selbst erbt von diesem Großvater die Lust, sich zu betrinken und einige hündische Instinkte. Er blieb kurz von Statur. Seine Karriere, zu schön erdacht von Vater und Mutter, die ihn schon in der Wiege zum Staatsbeamten machten, scheiterte schmachvoll. Kakadu gab immer das Gegenteil von dem, was man wollte. Man verlangte Positives, er leistete Negatives, er kam in den Geruch der Opposition, man sagte ihm ohne Grund Heimtücke nach. Wenn man gewußt hätte, wie dumm er war. Zuweilen zeigte er Sinn für Eleganz. Der ersten Frau, die er besaß, wußte er mit vierzig Schlipsen zu imponieren, karierten und unifarbenen, gestrickten, seidenen und solchen aus Tuch. Durch einen Zufall wurde Kakadu Journalist. Als er dreißig Jahre alt war – die Fakultäten und Berufe verschiedenster Art konnten sich seiner Mitarbeit rühmen





– begegnete ihm ein Unfall. Er wollte auf eine elektrische Bahn steigen. Die Menschen saßen fast auf dem Dach. Sie quollen aus den Türöffnungen und man hörte, wie sie schrien: »Unerhört! Unglaublich!« Kakadu, dem ein vernünftiger Moment hätte sagen müssen, daß es unmöglich sei, hier mitzukommen, klammerte sich an die Stangen des Vorderperrons. Der Fahrer hielt und man warf ihn hinaus. Als er versuchte, hinten aufzusteigen, spuckte ihm jemand mit Gewalt ins Gesicht. Kakadu raste, er raste zum erstenmal in seinem Leben, so daß die Borsten auf seiner fetten Haut kerzengrade standen. Getreu dem Gebrauch, zur Feder zu greifen, wenn man nicht weiß, was man tun soll, setzte er sich in Positur. Er schickte einen schönen Artikel an den »Kurier«. Man schrieb ihm, daß man einverstanden sei mit seinen Rügen, man bat ihn, die Herren der Redaktion bei Gelegenheit zu besuchen, da es sich hier um prinzipielle Dinge handele. Trotz eines vaterländischen Namens erlaubte sich der »Kurier« eine »Opposition«, zwar eine weiche butterweiche Opposition, die niemand ahnte, wenn nicht dazugeschrieben stand: »Dies ist Protest« – aber im ganzen einen Widerstand. Die Herren zitterten vor ihrem eigenen Heroismus. Kakadu sah sich galant empfangen, man witterte die Verwandtschaft der Seelen. Kakadu versprach, daß er dem »Kurier« mitteilen würde, wenn ihm etwas auffiele, was mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch stände. Da die Zuschüsse des Sanitätsrats ausblieben – der Alte wußte nichts von dem Talent des Sohnes – fand Kakadu häufig etwas zu notieren. Je schwieriger seine Lage wurde, um so schwieriger sah sich die innere Politik des Reiches an. Sie assistierte den Kakaduschen Verhältnissen in sonderbarer Weise. Er brauchte nur zuzugreifen. So erlebte er den berühmten »Schaffensrausch«, sein Schreibtisch bedeckte sich mit Manuskripten, in seinen Regalen drängten sich die Leitz- und Soeneckenordner. Ehe noch Kakadu die ungeheuer wichtige Rolle als Vertreter der öffentlichen Meinung begriff,





als er noch arm und jämmerlich nach jeder Richtung war, machte er Jamaikas Bekanntschaft. Er kannte noch nicht die »Kunst« und wußte nicht im entferntesten, daß sie zur »Kultur« eines Volkes gehörte, er wußte nicht einmal, was »Kultur« bedeutet, sondern er ging, mäßig naiv, ein guter Durchschnittsmann, seines Weges, ohne jemanden zu stören. Jamaika kam nach der Hauptstadt, um Schauspielerin zu werden. In einem Kaufmännischen Verein spielte sie die Rolle des Romeo in Hosen, jemand schrie sogleich: »Bernhard, die göttliche Sarah«, man überreichte ihr ein Bukett. Seit diesem Abend, wo sie im Glanz dürftiger Lichter Triumphe feiern durfte, wo sie den Sexus einiger Commisvoyageurs begeisterte, wollte sie sich großen Zielen opfern. So sagte sie wörtlich: »Mein ganzes Leben soll der Kunst geopfert sein.« Sie opferte sich insofern, als sie Kakadu in die Hände fiel der in allem, was Weib hieß, eine seltene Rührigkeit zeigte. Er deklamierte aus Shakespeare, sie fand es bezaubernd. Er sagte, drei Bücher von ihm seien im Druck, sie bebte vor Entzücken. Heimlich sagte sie: »Großer Mensch! Dichtersohn! Erquickte mich mit deinem Geiste.« Er erquickte sie, indem er sie ohne Umstände verführte. Es stellte sich heraus, daß sie ihre Unschuld noch besaß, die einzige Eigenschaft an ihr, die ein Unbefangener mit Natur bezeichnen konnte. In der Ehe – Kakadu wurde fest angestellt bei dem »Kurier« – verlor Jamaika bald die ideale Geste, sie zeigte sich als sehr geschickt, sehr berechnend und von jener flinken Schläue, der alle Männer mittleren Niveaus erliegen. Sie regierte Kakadu, ohne daß er es wußte; denn die Kette drückte nicht. Seine Bequemlichkeiten wurden befriedigt. Er gähnte. Er fühlte sich außerordentlich sicher. Niemand bemerkte, daß sich das Verhältnis der Macht verschob. Man konnte in der Tat nur von einer Schwenkung zugunsten der Frau reden. Jamaika hütete sich, den Zorn des Mannes herauszufordern. Der Instinkt beider erkannte bald die bourgeoise Hauptforderung: Ruhe, absolute Ruhe. Die Atmosphäre





ist lau und vernebelt, die Bewegungen sind nicht die Folge eines Willens, das Kinnbackenknacken tönt als eine Reflexbewegung, Beine gehen langsam durch das Zimmer. Vor einem nur kann man sich manchmal erregen, vor der Möglichkeit der Armut, vor der Möglichkeit, intensiver arbeiten zu müssen, um nicht zu hungern. Die Tage folgen einander ohne Notwendigkeit, Schlafen und Wachen vermengen sich, ein narkotisiertes Stolpern ist das Leben. Die Nachmittage, die Kakadu nicht in der Redaktion zu verbringen braucht, vergehen immer so: die Fenster stehen offen, angelweit, und eine schwere Sonne betastet die Gegenstände. Jamaika geht durch das Zimmer, sie weiß nicht warum sie geht, sie horcht auf das Knistern der Wäsche an ihrem Leibe. Kakadu aber räkelt sich in einem Lehnstuhl, er muß sich bilden, eine Geschichte der Weltliteratur liegt auf seinen Knien. Es fällt ihm schwer, sich Bildung anzu-eignen, die Bildung, die er mit Pathos in seinem Blatte fordert. --



Mainacht Frühling 1918

Straßenbahn hé hé Deine Feuerzange in der Nacht
der Herr mit der Weinflasche schwankt wie ein Schiff
jetzt muß die Nacht uns um die Ohren hauen daß es
donnert
die hohen Zylinderhüte tanzen ein unglaubliches
Leichenbegängnis
eine Bogenlampe zerknattert auf deinem Schädel alter
Rennschieber
Gold klappert in deinem Sack dein Gesicht reißt kaputt
Lichtströme blau und rote Lichtströme über die Kabel hin
und der Mond der gutmütig lacht
und die Baumkuppen die sich auf die Küsse der Sergeanten
senken
hé hé die Straße rollt sich vor uns auf wie ein Tischläufer
am Tisch sitzt der Vater die Milchschale in der Hand
noch ist Krieg und man betet noch immer dasselbe Gebet
aber unterdessen wird das Feuer unter den Kesseln der
Maschinen geheizt
der Heizer schnallt sich den Ledergurt um die mageren
Hüften
hé hé es ist die Zeit wo die Geldschrankknacker unterwegs
sind
es ist die Zeit wo die Lungenkranken in den verschwitzten
Betten röcheln
sieht nur den Arzt wie er ironischen Blickes die Pinzette
spreizt
aber der Mond lacht gutmütig alter Rhinoceros
wo in den Heuschobern die Magd einen Sohn gebar
kann Christus erstehn der die Welt in seinem Kopf trägt
ja unerhörtester Schrei der aus den Kloaken dringt
Eisgrotten von elektrischem Licht durchrast
Kirmesbrüllen von Glocken durchpaukt

Automatenmann der leise hinschleicht
 Mainacht oh deine Brüste von Flieder besetzt
 wie von Geschwüren besetzt siegkündend
 einen neuen Sieg mit Fahnen und Hindenburg
 und einen Erlaß unseres Kaisers



Prospekt des Verlags Freie Straße (Umschlagrückseite, 1918)

Ende der Welt

Soweit ist es nun tatsächlich mit dieser Welt gekommen
Auf den Telegraphenstangen sitzen die Kühe und spielen
Schach
So melancholisch singt der Kakadu unter den Rücken der
spanischen
Tänzerin wie ein Stabstrompeter
und die Kanonen jammern
den ganzen Tag
Das ist die Landschaft in Lila von der Herr Mayer sprach, als
er das Auge verlor
Nur mit der Feuerwehr ist die Nachtmahr aus dem Salon
zu vertreiben
aber alle Schläuche sind entzwei
Ja ja Sonja da sehen Sie die Zelluloidpuppe als Wechselbalg
an und schreien: God save the king
Der ganze Monistenbund ist auf dem Dampfer
»Meyerbeer« versammelt
doch nur der Steuermann hat eine Ahnung vom hohen C
Ich ziehe den anatomischen Atlas aus meiner Zehe
ein ernsthaftes Studium beginnt
Habt Ihr die Fische gesehen die im Cutaway vor der
Opera stehen
schon zween Nächte und zween Tage?
Ach Ach Ihr großen Teufel – ach ach Ihr Imker und
Platzkommandanten
Wille wau wau Wille wo wo wo wer weiß heute
nicht was unser Vater Homer gedichtet hat
Ich halte den Krieg und den Frieden in meiner Toga aber
ich entscheide mich für den Cherry-Brandy flip.
Heute weiß keiner ob er morgen gewesen ist
Mit dem Sargdeckel schlägt man den Takt dazu.
Wenn doch nur einer den Mut hätte der Trambahn die

Schwanzfedern auszureißen es ist eine große Zeit
Die Zoologieprofessoren sammeln sich im Wiesengrund
Sie wehren den Regenbogen mit den Handtellern ab
Der große Magier legt die Tomaten auf seine Stirn
Füllest wieder Busch und Schloß
Pfeift der Rehbock hüpf das Roß
(Wer sollte da nicht blödsinnig werden)

R. Huelsenbeck-Verlag, Berlin
Luisenstr. 25 I. Telef. Norden 6492

**DRUCKLEBUNG MODERNER POLITISCHER
UND KÜNSTLERISCHER FLUGSCHRIFTEN**


**Vertreter
für Holland und Skandinavien gesucht.**

Anzeige aus Neue Jugend (Mai 1919)




Der Zylindergiebel

für John Heartfield



Da erhob sich der Dadasoph von der Brille des Dada-Riesen-Abtritts und hielt folgende Rede Ich bin der Dadasoph von Anbeginn bis zum Ende Ich halte die Schnapsflasche in meiner linken Hand und den Radiergummi in der rechten Mir kann keiner Die Buchstaben tanzen zu meinen Ohren hinaus und mein Bauch schlägt Wellen nach dem Takt des Hohenfriedberger Ich schlage mit meiner Peitsche von Osten nach Westen und die jungen Läuse denen ich wohl will jauchzen auf meinen Fingern Mein Kopf liegt im Nil und meine Beine hacken das Eismeer auf doch niemand weiß wozu es gut ist Das ist Dadaco das Buch der Sonne aber auch die Sonne weiß nicht wozu es gut ist Seht den weißen Dampf der sich aus meinen Nüstern über die Erde verbreitet – sehet den Schatten den meine Lippen werfen Ich bin der junge Mond der in Wasserstiefeln bei der Abfahrt der Züge steht ich bin das Kalb das an den Regentraufen im Parademarsch hinaufsteigt Ja ja da staunt ihr Erdlümmler und Blindschleichen da reibt Ihr die Nase an dem Petroleumtank aber es ist noch nicht aller Tage Abend Jemand kam mit der Ziehharmonika und spielte den Elefanten zum Tanze auf Ich bin der Meteor der aus den Brustwarzen des Mondes fällt Ich bin der Zylindergiebel den John Heartfield montiert He Ihr Erdarbeiter und Abdecker sperrt die Bäuche auf und tretet das Haar unter Eure Füße Das Gericht beginnt der große Tag der Abrechnung ist da.





391

hans arp gewidmet

Aus den Versenkungen steigen die jungen Hunde und
schrein
wie die Kühe schreien sie mit ihren lackierten Mäulern
seht die Geheimräte mit den eingefallenen Bäuchen
Messingkübel haben sie über ihr Gesäß gestülpt, auf ihren
Händen hockt die junge Seekuh, – eia, eia: es ist eine
große Zeit
niemand weiß hinten wie er vorn daran ist
Haben Sie den Herrn gesehen der durch den Briefkasten
steigt mit lächelndem Gesicht
Umba Umba sahen Sie die Kellerasseln mit gefalteten
Händen
drei Tage schon geht die Prozession und immer noch
flattert die Seele nicht
Ja ja Herr Doktor dies ist der Tag an dem ihre
Großmutter unter die Indianer ging
O – O – O
Der alte Kirchturm – der alte Mond Spinnwebmond
Fliegenmond
ich halte die Hand auf den Bauch
der Schleiermond der große rote weite Mond
die Flüsse hinauf über die Berge gestemmt an die
Sterne gereckt
jagen die jungen Hunde und schrein
es ist eine große Zeit

72







DADA-Schalmei

Auf der Flöte groß und bieder
Spielt der Dadaiste wieder,
Da am Fluß die Grille zirpt
Und der Mond die Nacht umwirbt,
Tandaradei.

Ach, die Seele ist so trocken
Und der Kopf ist ganz verwirrt,
Oben, wo die Wolken hocken,
Grausiges Gevögel schwirrt,
Tandaradei



Ja, ich spiele ein Adagio
Für die Braut, die nun schon tot ist,
Nenn es Wehmut, nenn es Quatsch, – O
Mensch, du irrst so lang du Brot ißt,
Tandaradei.



In die Geisterwelt entschwebt sie,
Nähernd sich der Morgenröte,
An den großen Gletschern klebt sie
Wie ein Reim vom alten Goethe.
Tandaradei

Dadaistisch sei dies Liedlein,
Das ich Euch zum besten gebe,
Auf zwei Flügeln wie ein Flieglein
Steig es langsam in die Schweben.
Tandaradei.

Denk an Tzara, denk an Arpen,
An den großen Huelsenbeck!

R. HUEL \ SEN \ BAG

**Expressionismus. Kubismus.
Futurismus. Bruitismus.**

Sensationelle Enthüllungen:
Die Praktiken der Engelmacherinnen!

Die abstrakte Kunst. Das simultane Gedicht.

Was ist dadaismus??? *ist dada heilbar???*

Alfred Kerr!

En avant dada

Die Lues des Herrn Picabia.

Der Kaiser Hindenburg & Co.

Die Speisung der Geistigen auf dem Potsdamer Platz.

Der Geheimdadaismus.

Wie wäre es mit einem Schnaps?

Der Ober-dada.

Das Cabaret Voltaire.

DIE GESCHICHTE DES DADAISMUS

von

Richard Huelsenbeck

Geheimrat

Verlegt bei Paul Steegemann Hannover / Leipzig

D Ä Ü B L E R .

EDSCHMID.

HILLER.

500000 Silbergäule sind aufgelegt.

Das Cabaret Voltaire.

D J E T Ä N Z E R J A .

Hans Arp. Hugo Ball. Tristan Tzara.

die wolkenpumpe.

ANNA BLUME. Letzte Forderung.

DER MIXER DER MANHATTAN-BAR.

DADA das Holzpferdchen.

Die Kathedrale. Sekunde durch Hirn.

DER MARSTALL. DER MARSTALL.

Eine halbe Million Silbergäule! *Retten Sie Ihre Haare!!!!!!*

Das witzigste Buch über ernsthafte Dinge

Lernen Sie beten!

Die Silbergäule Bd. 50/51 (1920)

En avant dada [Auszug]

Dada wurde im Frühjahr 1916 in Zürich von den Herren Hugo Ball, Tristan Tzara, Hans Arp, Marcel Janco und Richard Huelsenbeck in einer kleinen Kneipe, dem Cabaret Voltaire, gegründet. Hier hatte Hugo Ball mit seiner Freundin Emmy Hennings eine Variété-Miniatur gegründet, an der wir alle als Mitarbeiter aktivsten Anteil hatten. Wir waren alle durch den Krieg über die Grenze unserer Vaterländer geworfen worden. Ball und ich kamen aus Deutschland, Tzara und Janco aus Rumänien, Hans Arp aus Frankreich. Wir waren uns darüber einig, daß der Krieg von den einzelnen Regierungen aus den plattesten materialistischen Kabinettsgründen angezettelt worden war; wir Deutschen kannten das Buch »J'accuse«, ohne das wir auch kaum zu der Überzeugung zu bringen gewesen wären, daß der deutsche Kaiser und seine Generäle sich anständige Kerle nennen durften. Ball war Refraktär und ich selbst hatte mich nur mit genauer Not vor den Nachstellungen der Henkersknechte retten können, die für ihre sogenannten patriotischen Zwecke die Menschen in den Schützengräben Nordfrankreichs massierten und ihnen Granaten zu fressen gaben. Wir hatten alle keinen Sinn für den Mut, der dazu gehört, sich für die Idee einer Nation totschießen zu lassen, die im besten Fall eine Interessengemeinschaft von Fellhändlern und Lederschiebern, im schlechtesten eine kulturelle Vereinigung von Psychopathen ist, die, wie im deutschen »Vaterlande«, mit dem Goetheband im Tornister auszogen, um Franzosen und Russen auf Bajonette zu speißen. Arp hatte als Elsässer den Kriegsanfang und die ganze nationalistische Hetze in Paris mitgemacht und brachte ein unendliches dégoût vor den kleinlichen Schikanen und der jammervollen Veränderung einer Stadt und eines Volkes mit, an das wir vor dem Krie-



ge unsere Liebe verschwendeten. Politiker sind sich überall gleich, flachköpfig und gemein. Soldaten haben überall denselben Gestus jener forschen Brutalität, die eine Todfeindschaft jeder geistigen Regung darstellt. Die Energien und Ehrgeize der Mitarbeiter des Cabaret Voltaire in Zürich waren von Anfang an rein künstlerische. Wir wollten das Cabaret Voltaire zu einem Brennpunkt »jüngster Kunst« machen, obwohl wir uns nicht scheuten, auch hin und wieder den feisten und vollkommen verständnislosen Züricher Spießbürgern zu sagen, daß wir sie für Schweine und den deutschen Kaiser für den Initiator des Krieges hielten. Das gab dann jedesmal großen Lärm, und die Studenten, die auch in der Schweiz das dümmste und reaktionärste Gesindel sind, wenn dort überhaupt wegen der obligatorischen Nationalverblödung irgendeine Gruppe von Menschen den Superlativ der Verblödung und Dummheit für sich in Anspruch nehmen kann – die Studenten gaben an Grobheit und Wut eine Ahnung von dem Widerstand des Publikums, mit dem Dada später seinen Siegeslauf durch die Welt gemacht hat. Das Wort Dada wurde von Hugo Ball und mir zufällig in einem deutsch-französischen Diktionär entdeckt, als wir einen Namen für Madame le Roy, die Sängerin unseres Cabarets, suchten. Dada bedeutet im Französischen Holzpferdchen. Es imponiert durch seine Kürze und seine Suggestivität, Dada wurde nach kurzer Zeit das Aushängeschild für alles, was wir im Cabaret Voltaire an Kunst lancierten. Unter »jüngster Kunst« verstanden wir damals im großen und ganzen: abstrakte Kunst. Die Idee des Wortes Dada hat sich dann späterhin in mancherlei Weise geändert. Während die Dadaisten der Ententeländer unter der Führung von Tristan Tzara unter Dadaismus heute noch nicht viel anderes verstehen als »l'art abstrait«, hat Dada in Deutschland, in dem die psychologischen Voraussetzungen für eine Tätigkeit in unserem Sinne ganz andere sind als in der Schweiz, in Frankreich und in Italien, einen ganz bestimmten politischen



Charakter angenommen, den wir unten ausführlich auseinandersetzen wollen. Die Mitarbeiter des Cabaret Voltaire waren alle Künstler in dem Sinne, daß sie die letzten Entwicklungen der artistischen Möglichkeiten in ihren Fingerspitzen empfanden. Ball und ich hatten in Deutschland den Expressionismus in aktivster Weise verbreiten helfen; Ball war ein intimer Freund Kandinskys und hatte versucht, mit ihm in München ein expressionistisches Theater zu gründen. Arp war in Paris mit Picasso und Braque, den Führern der kubistischen Richtung, zusammen gewesen und von der Notwendigkeit einer Abkehr von der naturalistischen Auffassung in jeder Form durchaus überzeugt. Tristan Tzara, jene romantisch-internationale Type, deren propagandistischem Eifer wir eigentlich die ungeheure Verbreitung des Dadaismus zu verdanken haben, brachte aus Rumänien eine unbegrenzte literarische Versiertheit mit. Abstrakte Kunst bedeutete uns damals, als wir allabendlich im Cabaret Voltaire tanzten, sangen und rezitierten, soviel als unbedingte Ehrlichkeit. Naturalismus war psychologisches Eingehen auf die Motive des Bürgers, in dem wir unseren Todfeind sahen, und psychologisches Eingehen brachte, mochte man sich auch dagegen sträuben, eine Identifikation mit den verschiedenen bourgeois Moralien mit sich. Archipenko, den wir als unerreichtes Vorbild in der plastischen Kunst verehrten, behauptete, die Kunst dürfe weder realistisch noch idealistisch sein, sie müsse wahr sein, womit vor allen Dingen gesagt sein sollte, daß jede, auch versteckte Imitation der Natur eine Lüge sei. Dada sollte der Wahrheit in diesem Sinne einen neuen Stoß geben. Dada sollte der Sammelpunkt abstrakter Energien und eine ständige Fronde der internationalen großen Kunstbewegungen sein. Durch Vermittlung von Tzara standen wir auch in Beziehung zur futuristischen Bewegung und unterhielten einen Briefwechsel mit Marinetti. Boccioni war damals schon gefallen. Wir kannten aber alle sein dickes theoretisches Buch »Pittura e scultura futuri-



ste«. Wir fanden Marinettis Weltauffassung realistisch und liebten sie nicht, obwohl wir den von ihm so oft verwendeten Begriff der Simultaneität gern übernahmen. Tzara ließ zum erstenmal Gedichte gleichzeitig auf der Bühne sprechen und hatte damit großen Erfolg, obwohl das »poème simultané« in Frankreich schon von Derème und anderen bekanntgemacht worden war. Von Marinetti übernahmen wir auch den Bruitismus, le concert bruitiste, das seligen Angedenkens beim ersten Auftreten der Futuristen in Mailand als Réveil de la capitale so ungeheures Aufsehen erregt hatte. Ich habe über die Bedeutung des Bruitismus in öffentlichen Dada-Soireen oft gesprochen. »Le bruit«, das Geräusch, das Marinetti in der imitatorischen Form in die Kunst [von einzelnen Künsten, Musik oder Literatur kann man hier kaum noch sprechen] einführte, das er durch eine Sammlung von Schreibmaschinen, Kesselpauken, Kinderknarren und Topfdeckel »das Erwachen der Großstadt« markieren ließ, sollte im Anfang wohl nichts weiter als ein etwas gewaltsamer Hinweis auf die Buntheit des Lebens sein. Die Futuristen fühlten sich, im Gegensatz zu den Kubisten oder gar den deutschen Expressionisten, als reine Tatmenschen. Während alle »abstrakten Künstler« über der Auffassung, daß der Tisch nicht sein Holz und seine Nägel sondern die Idee aller Tische sei, im Begriff waren zu vergessen, daß man einen Tisch gebrauchen könne, um etwas darauf zu stellen, wollten die Futuristen sich in die »Kantigkeit« der Dinge hineinstellen – für sie bedeutete der Tisch ein Utensil des Lebens wie jedes andere Ding auch. Neben den Tischen gab es Häuser, Bratpfannen, Pissoirs, Weiber usw. Marinetti und seine Anhänger liebten deshalb den Krieg als höchsten Ausdruck des Widerstreites der Dinge, als eine spontane Eruption von Möglichkeiten, als Bewegung, als Simultangedicht, als eine Sinfonie von Schreien, Schüssen und Kommandoworten, bei der eine Lösung des Problems des Lebens in der Bewegung überhaupt versucht wurde. Die Bewegung bringt Erschütte-





rung. Das Problem der Seele ist vulkanischer Natur. Jede Bewegung bringt natürlicherweise Geräusch. Während die Zahl und deshalb die Melodie Symbole sind, die eine Abstraktionsfähigkeit voraussetzen, ist das Geräusch der direkte Hinweis auf die Aktion. Musik ist so oder so eine harmonische Angelegenheit, eine Kunst, eine Tätigkeit der Vernunft – Bruitismus ist das Leben selbst, das man nicht beurteilen kann wie ein Buch, das vielmehr ein Teil unserer Persönlichkeit darstellt, uns angreift, verfolgt und zersetzt. Bruitismus ist eine Lebensauffassung, die, so sonderbar das im Anfang scheinen mag, die Menschen zu einer definitiven Entscheidung zwingt. Es gibt nur Bruitisten und andere. Um bei der Musik zu bleiben. Wagner hatte die ganze Verlogenheit einer pathetischen Abstraktionsfähigkeit gezeigt – das Geräusch einer Bremse konnte einem wenigstens Zahnschmerzen verursachen. Dieselbe Initiative, die in Amerika die Steps und Rags zur Nationalmusik machte, war in einem späten Europa Krampf und Tendenz zum »bruit«.

Der Bruitismus ist eine Art Rückkehr zur Natur. Er gibt sich als eine Sphärenmusik der Atome, so daß der Tod weniger ein Entweichen der Seele aus irdischem Jammer als ein Erbrechen, Schreien und Würgen ist. Die Dadaisten des Cabaret Voltaire übernahmen den Bruitismus, ohne seine Philosophie zu ahnen – sie wollten im Grunde das Gegenteil: die Kalmierung der Seele, ein unendliches Wogalaweia, Kunst, abstrakte Kunst. Die Dadaisten des Cabaret Voltaire wußten eigentlich überhaupt nicht, was sie wollten – unter »Dada« sammelten sich die Fetzen einer »modernen Kunstbetätigung«, die irgendwo und irgendwann in den verschiedenen Köpfen hängen geblieben waren. Tristan Tzara wurde von Ehrgeiz verzehrt, in den internationalen Kunstzirkeln als Gleichberechtigter oder gar als »Führer« zu figurieren. Seine ganze Aktivität war Ehrgeiz und Unruhe. Er suchte für seine Unruhe einen Pol und für seinen Ehrgeiz einen Orden. Welche außerordent-





liche, nie wiederkehrende Möglichkeit bot sich ihm hier, als Gründer einer Kunstrichtung die unvergängliche Rolle eines literarischen Mimen zu spielen! Die Leidenschaft eines Ästheten ist dem Menschen mit einfachen Begriffen, der einen Hund mit Hund und einen Löffel mit Löffel anredet, vollkommen unerfindlich. Welche Befriedigung gewährt es, in einigen Kaffeehäusern in Paris, Berlin und Rom als geistreicher Mensch verschrien zu sein! Die Literaturgeschichte ist eine groteske Imitation des Weltgeschehens, und ein Napoleon unter Literaten ist die tragikomischste Persönlichkeit, die man sich denken kann. Tristan Tzara hatte die Suggestivität des Wortes Dada als einer der ersten begriffen. Von nun an arbeitete er unermüdlich als Propagator eines Wortes, das sich erst spät mit einem Begriff füllen sollte. Er packte, klebte und adressierte, er bombardierte die Franzosen und Italiener mit Briefen; er machte sich langsam zum »Mittelpunkt«. Wir wollen dem »fondateur du Dadaïsme« seinen Ruhm so wenig nehmen, wie dem »Oberdada« Baader, einem schwäbischen Pietisten, der, am Rande des Greisenalters, den Dadaismus entdeckte und als dadaistischer Prophet zur Freude aller Narren durch die Lande zog. Zur Zeit des Cabaret Voltaire wollten wir »dokumentieren« – wir brachten die Publikation »Cabaret Voltaire« heraus, ein Sammelsurium diversester Kunsttendenzen, die uns eben damals »Dada« zu sein schienen. Was Dada wirklich werden konnte, fühlte keiner von uns, da keiner von uns genug von der Zeit begriffen hatte, um sich so weit jenseits hergebrachter Anschauungen stellen zu können, daß er einen Begriff von der Kunst als moralisches und gesellschaftliches Phänomen überhaupt bekam. Kunst war eben da – es gab Künstler und Bourgeois. Die einen mußte man lieben, die anderen hassen.

Der Künstler, wie Tzara ihn begriff, war trotz allem etwas anderes als der deutsche Dichter. Guillaume Apollinaire behauptete im Scherz, sein Vater sei Portier am Vatikan





gewesen; ich habe ihn im Verdacht, daß er in einem galizischen Ghetto geboren worden ist und dann Franzose wurde, weil er einsah, daß sich in Paris am besten Literatur machen ließ. Der Literaturmakler ist nicht die unglücklichste Figur, die die Internationale des Geistes geschaffen hat. Wieviel befreiende Ehrlichkeit und anständige Schamlosigkeit liegt darin, die Literatur als einen Handel aufzufassen. Die Literaten haben ihre Diebesehr und ihre »Zinken« – im internationalen Verkehr, in den Winkeln der Hotelfoyers, und in den Speisewagen der Mitropa fällt die Maske des Geistes schnell, man hat zu wenig Zeit, um sich die Ideologie vorzubinden, die dem anderen gefallen könnte. Manolescu, der große Hoteldieb, hat Memoiren geschrieben, die hinsichtlich der Diktion und des »esprit« höher stehen als alle deutschen Memoirenwerke, die der Krieg hervorgebracht hat. Die Elastizität ist alles. Marinetti hat sehr viel von dem kommenden großen Literaturmagier, der ebensogut Golf spielt als er über Mallarmé plaudert, oder wenn es sein muß, altphilologische Betrachtungen anstellt und dabei doch weiß, welcher Dame der Gesellschaft er ein Engagement zu zweien anbieten kann. Der deutsche Dichter ist der typische Depp, der einen akademischen Begriff von »Geist« mit sich herumträgt, nach Bedarf Kommunismus, Zionismus, Sozialismus andichtet und sich dabei wundert, was ihm die Muse für Fähigkeiten verliehen hat. Der deutsche Dichter hat die Dichtung gepachtet. Er meint, das müßte alles so sein. Er begreift nicht, welch ungeheuren Humbug die Welt mit dem »Geist« treibt und daß es gut ist, daß Humbug damit getrieben wird. In seinem Kopf besteht eine Klimax, die den amüsischen Menschen, was mehr oder weniger auf den ungebildeten Menschen herauskommt, an die tiefste Stelle und den Geistling, den Hasenclever, die Schillernatur, die sich nach dem Ätherischen sehnt, an die höchste Stelle rückt. Das ist einmal so. Man höre nur den alten Schopenhauer darüber in seinem »Parerga«, wie eingebil-





det der Deutsche auf seine Bildung ist, und man begreift, wenn man Psychologe ist, die Komik und die ganze Ausichtslosigkeit des deutschen Dichters. Der deutsche Dichter, der auch Veilchen meint, wenn er Bluthund sagt, der Spießler über dem Spießler, der geborene Abstraktling, der Expressionist – ihn wollte Tzara gewiß nicht, als er aus dem Dadaismus eine abstrakte Kunstrichtung machte, aber er hat doch niemals begriffen, was es heißt, mit dem Revolver in der Tasche Literatur machen.

Mit dem Revolver in der Tasche Literatur machen war eine Zeitlang meine Sehnsucht gewesen. Etwas wie ein Raubritter der Feder, ein moderner Ulrich von Hutten – das war das Bild gewesen, das ich mir von einem Dadaisten machte. Der Dadaist sollte eine große Verachtung für diejenigen haben, die im »Geist« ein Tuskulum und eine Retirade für ihre eigenen Schwächen fanden. Der Philosoph in der Dachstube war eine längst überwundene Angelegenheit – aber auch der Kunstgewerbler, der Literat des Cafés, der »feinsinnige« Kopf, der in guter Gesellschaft witzige Pointen zum Besten gab, der Mensch im ganzen, der durch intellektuelle Leistung irgendwie zu erschüttern war, der in geistigen Dingen eine willkommene Beschränkung fand, die ihn nach seiner Ansicht vor den übrigen Menschen besonders wertvoll machte – er sollte möglichst das Gegenteil von einem Dadaisten sein. In den Städten saßen sie, malten ihre Bildchen, drechselten ihre Verse und waren ihrer ganzen menschlichen Struktur nach trostlos deformiert, mit schwachen Muskeln, uninteressiert für die Dinge des Tages, Feinde der Reklame, Feinde der Straße, des Bluffs und der großen Transaktionen, die täglich das Leben von Tausenden in Frage stellten. Ja, das Leben! Der Dadaist liebt das Leben, weil er es täglich wegwerfen kann, ihm ist der Tod eine dadaistische Angelegenheit. [...]





Huelsenbeck (re.) auf dem Dampfer Brasilia (1925)



Titelillustration – Entwurf von John Heartfield (1928)



Ein falscher Prinz

Alle modernen Reisebücher gehen von der unsinnigen Vorstellung aus, sie könnten noch etwas Neues über die Länder sagen, die von ihnen geschildert werden. Man ahnt aber nicht, was für ein ungeheures Material in den Beschreibungen älterer Reisender enthalten ist, die noch das Recht für sich in Anspruch nehmen konnten, wirkliche Forscher zu sein. Da es heute praktisch kein Stück Land mehr in Afrika gibt, das nicht den Fuß eines kühnen und einsichtigen Europäers getragen hätte, ist es unmöglich mit der Geste eines Schriftstellers aufzutreten, der das dunkle Afrika einem von fern zusehenden, neugierig erschauenden Publikum entschleiern will. Es gibt in Afrika nichts mehr zu entschleiern; Afrika, auch die entlegendsten Gegenden, soweit sie nicht Wild- oder Naturreservate sind, sind in den Prozeß der Zivilisierung eingetreten. Der Prozeß der Zivilisierung ist aber, wenn er sich auch an verschiedenem Objekt verschieden abspielt, im Grunde stets der gleiche.

Beschreibungen des Urwalds und der Gewohnheiten der Neger, die wir durch zahllose Berichte kennenlernten, erscheinen heute vielleicht nicht so wichtig wie die veränderte Lebenshaltung des Europäers, der in den Städten des Südens zum Kaufmann und Stadtverordneten wurde, sich in den Tropen noch einen Teil seiner wilden Bäuierlichkeit bewahrte und unter dem Völkergemisch des Nordens als Levantiner auftritt, der sich handelnd und geldmachend die Bequemlichkeiten Europas zurückzuerobern sucht, die er notgedrungen aufgeben mußte.

Ich bin zufällig Zeuge eines menschlichen Schicksals, das sich über mehrere Erdteile erstreckt. Die geformten Langweiligkeiten von Beira und Lourenzo Marques werden von der Gewalt der menschlichen Erlebnisse überdeckt und verklärt.





Bonhomme hat das Schiff in Port Said betreten, er ist mit einer Dame gekommen, die ihn wieder verließ, nachdem sie ihm seine Koffer ausgepackt hatte.

Die erste Kunde von Bonhomme bekomme ich durch Scheinmond, der mir aufgeregt erklärt, es befinde sich ein kranker russischer Großfürst an Bord, der sich von ihm jeden Morgen in seiner Kabine rasieren lasse.

Der Obersteward bestätigt mir, daß es sich um einen russischen Großfürsten handle, der Prinz Avimiroff oder so ähnlich heiße (dieser Name habe auf seinen Koffern gestanden), aber unter dem Namen eines einfachen Herrn Bonhomme eine Rundfahrt um Afrika mache. Er habe ihn, wie es seiner Wichtigkeit zukomme, in einer sehr guten Außenkabine auf der Steuerbordseite des Schiffes untergebracht.

Am folgenden Tag sehe ich den Mann an Deck, er ist so bleich wie ein Toter, groß, aber von gebeugter Haltung, etwa dreißig Jahre alt. Am auffälligsten ist sein Gesicht, das eine traurige Maske ist, durch die man nicht hindurchsehen kann, die aber Besonderes vermuten läßt. Mit schleppenden Schritten, die erkennen lassen, wie schwer er erkrankt ist, geht er um das Promenadendeck.

Am nächsten Tag kommt Scheinmond zu spät in meine Sprechstunde, die pünktlich um neun zu beginnen hat. Er entschuldigt sich damit, daß er den russischen Großfürsten um neun Uhr rasieren müsse und daß er deshalb erst eine Viertelstunde nach neun Uhr zum Dienst erscheinen könne. Ich erkläre ihm, daß sich der Herr, auch wenn er Großfürst sei, nach dem Beginn meiner Sprechstunde zu richten habe und daß er das Rasieren so legen müsse, daß die Einrichtungen des Schiffes dadurch nicht gestört würden. Scheinmond sagt nichts, aber ich sehe, daß er der Ansicht ist, ein märchenhaft reicher Großfürst könne sich Dinge erlauben, die man einem gewöhnlichen Sterblichen nicht gestattet.





Da Scheinmond trotz meiner Rüge wieder zu spät kommt, will ich mit dem Großfürsten sprechen, ihn bitten, Scheinmond zu einer früheren Zeit kommen zu lassen.

Ich treffe ihn, als er auf dem Promenadendeck in einem Mammiechair liegt mit geschlossenen Augen, vollkommen unbeweglich, so bleich, daß man nicht weiß, ob man es mit einem Lebenden zu tun hat. Die Stewards schleichen vorsichtig um den Stuhl. Ich räuspere mich. Der Mann, der unter dem Namen Bonhomme fährt, schlägt die Augen auf und sieht mich traurig an.

Ich setze ihm auseinander, was ich auf dem Herzen habe, wir sprechen über Scheinmond und sind uns einig, daß er ein Mensch ist, mit dem man nicht auskommen kann, ohne ihm feste Verhaltensmaßregeln zu geben.

Ich höre ein östlich gefärbtes deutsch, einige Bemerkungen zeigen mir, daß sich Bonhomme in einer besonderen Lage befinden muß.

Die Angelegenheit Scheinmond wird ohne Schwierigkeit für beide Teile geregelt.

Wir treffen uns regelmäßig auf dem Promenadendeck, Bonhomme liegt auf seinem Mammiechair, ich rücke mir einen Stuhl heran, wir unterhalten uns so lange bis ich das Gefühl habe, daß es wegen seiner Erkrankung notwendig ist, aufzuhören.

Bonhomme erzählt mir, daß er an einer Nierenerkrankung leidet und bittet mich, ihn in seiner Kabine zu untersuchen. Wir verabreden Zeit und Stunde, als ich in seine Kabine trete, überreicht er mir ein medizinisches Buch, das er, wie er sagt, in der letzten Zeit studiert hat.

Er weiß über seine Krankheit besser Bescheid als ein Arzt, und er sucht mir in einer Weise, die mich nicht kränken kann, auf den richtigen Weg zu helfen. Es stellt sich heraus, daß er an einer chronischen Nierenkrankheit leidet, die seinen Tod in einigen Wochen wahrscheinlich macht. Obwohl ich in meinem Leben viele Menschen gesprochen habe, die sterben mußten, und gewohnt bin, Haltung vor





dem Unabänderlichen zu bewahren, betrete ich doch die Kabine Bonhommes mit einer Scheu, die von der Art herührt, mit der mich Bonhomme behandelt.

Jeder Mensch, der sich um seelische Dinge kümmert, weiß, wie schwer es ist, sich selbst gleich zu sein, nicht zu schwanken in seinen Meinungen, einem empfundenen Mittelpunkt der Persönlichkeit nach allen Seiten gleichmäßigen Ausdruck zu geben. Heute, wo man nur nach außen lebt und, zum erstenmal in der Geschichte der Menschen, das Nach-Außen-Leben als den Sinn des Lebens preist, kann man viele Menschen sehen, die sich ihr Leben »gebaut« haben. Sie haben Erfolg gehabt, Geld gemacht, Villen gekauft, Kinder ernährt, aber sie wissen nicht, daß sie seelisch dumme Jungen sind. Sie begreifen nicht, daß die täglichen Niederlagen, die sie vor einem Anstand erleben, den sich eine geistige Überzeugung setzt, viel ehrenrühriger sind als die Niederlagen, die man im Kampf der Geschäfte erleiden kann.

Heute, wo der Amerikanismus schon die Köpfe der Kinder verdreht, ist es Zeit, darauf hinzuweisen, daß nur derjenige zu sich selbst kommt, der viele Niederlagen im Sinne der Erfolgsleute hinter sich hat. Man muß immer wieder auf sich selbst verwiesen werden, um zu lernen, über sich nachzudenken, sich selbst einen Sinn abzugewinnen.

Es gibt aber Menschen, die immer in sich selbst ruhen, von denen die Ruhe, die einem seelischen Schwerpunkt entspricht, immer ausgeht, in welcher Lebenslage sie sich auch befinden.

Die größte Niederlage, die das äußere Leben haben kann, ist der körperliche Tod und man muß schon etwas wert sein, wenn man angesichts des Todes die geistige Balance nicht verliert.

Bonhomme ist einer der seltenen Menschen, die von einer erschütternden gleichmäßigen Ruhe sind, obwohl sie wissen, daß ihnen der Tod bevorsteht.





Bonhomme ist ein Großfürst des Geistes; jedes Wort, das er spricht, zeigt mir das um so deutlicher, je länger ich mich mit ihm unterhalte.

Bonhomme bittet mich, ihn nicht nach seiner Herkunft zu fragen, noch, wenn er im Gespräch persönliche Angelegenheiten erwähnen sollte, darauf einzugehen. Er will keine äußerlichen Spannungen mehr in ein Leben tragen, dessen Auflösung er täglich erwarten muß. Er erzählt aber von einer Jugend, die er irgendwo in einem Randstaat Rußlands verbracht haben muß, von Segelfahrten auf besonnten Meerbusen, Knabentollheiten, Familienräten und Schulerlebnissen.

Bonhomme spricht neun Sprachen. Trotz seiner jämmerlichen körperlichen Lage, die augenblicklich so ist, daß er nicht ohne Hilfe die Treppen zum Speisesaal hinaufsteigen kann, ist sein kritisches Vermögen außerordentlich wach, von seinem Mammiechair, der schon eine Art Wahrzeichen geworden ist, beobachtet er die Menschen und das Schiff mit genialer Schärfe.

Er will mit niemandem sprechen und wehrt Annäherungen damit ab, daß ich ihm nicht erlaubte, Gespräche zu führen.

Die Bewohner des Schiffes platzen vor Neugierde, Genaues über Bonhommens Herkunft und seine Krankheit zu erfahren, sie wenden sich mit süßen Schmeichelworten an mich, aber ich tue, als hörte ich auf diesem Ohre nicht.

Ich sehe, daß die Ablehnung die lächerlichsten Eigenschaften zum Vorschein kommen läßt; sie bestechen die Stewards, die Bonhomme in eine Situation bringen sollen, daß man mit ihm bekannt werden muß. Aber Bonhomme weiß sich mit meiner Hilfe vor den Angriffen der Neugierigen zu schützen, sie treten den Rückzug an, aber sie tun das, ohne ein Gefühl von der Schamlosigkeit zu haben, die in der Absicht liegt, einen Menschen, der mit einer schweren Krankheit allein sein möchte, zum Gegenstand einer solchen Neugierde zu machen.



Nur Frau P. ist zäh, sie glaubt so viel Geld zu haben, daß sie, koste es, was es wolle, die Bekanntschaft Bonhommes machen muß; die Reise würde ihren sensationellen Charakter verlieren, wenn diese Bekanntschaft ungemacht bliebe. Hier bietet sich eine glänzende Gelegenheit, dem Geld das Krönchen aufzusetzen. Frau P., die sich für eine energische und erfolgreiche Frau hält, glüht vor Aktivität, um an das Ziel ihrer Wünsche zu kommen, aber Bonhomme braucht sie nur anzusehen und sie verkriecht sich in einen einsamen Winkel des Promenadendecks.



Umschlag, gestaltet von John Heartfield (1930)

Der Sprung nach Osten [Auszug]

Die Geishas singen so, wie wenn man ein Messer an Porzellan schleift. Die Sache hat etwas Zahnärztliches. Manchmal gleitet das Messer ab und fährt einem Unbeteiligten hinter den Kulissen in den Bauch. Ein schrecklicher langgezogener Schrei ertönt. Ein Regisseur tritt auf und erklärt, dies sei das Ende des ersten Liedes. Sie sitzen alle in einer Reihe und wiegen sich zum Gesang, als hingen sie an einem Faden, den der Wind bewegt. Blätter im Herbst oder so müßte das Lied heißen. Die Hände arbeiten in den Saiten der Samisen, als zögen sie etwas aus Dunkelheit ans Licht. Hin und wieder ertönt ein Paukenschlag.

Wir sitzen auf zwei Kissen nach Landesart in einer Loge. Der Strohteppich ist so weich, daß man ihn anfaßt wie eine Wange; wenn sich die Hand darauf stützt, sinken alle fünf Finger ein.

Auf der Bühne ist ein Rüpelspiel ausgebrochen; kluge Frauen in einer Weinlaube bereden die Lage. Warum Frau X. einen solchen saufenden Mann hat; wie sie früher war, wie sie jetzt ist, ob es an ihrer verwehten Schönheit liegt oder an der allgemeinen Geschäftslage, ob man den Mann moralisch oder menschlich oder aus beiden Gründen verurteilen muß. Dann kommt der Betrunkene, hält eine Flasche in der Hand, gröhlt und deutet durch eine Bewegung der Hand an, ihm sei alles ... man könne ihm die ganze Welt ... und so fort.

Eine Platzanweiserin in einem zarten rosafarbenen Kimono ist in unserer Loge erschienen und bietet uns Tee an. Ihr Haar ist glatt schwarz und fettig, der große Aufbau schwankt drohend über dem kleinen Gesicht. In dem Halbdunkel glänzt das Email um Wangen und Mund. Teile der Stadt sind sehr nüchtern. Von Plätzen, Straßen und Wartehäuschen geht eine trostlose Grauheit aus. In



offenen Läden arbeiten Handwerker bei Petroleumlicht. Verschwiegene Frauen huschen in einen Toreingang: Teehaus. Ort der Liebe, des Vergnügens, der intellektuellen Auffrischung. Das ist hier wirklich anders, viel besser als in Europa.

»Die Young men Christian association kämpft wütend gegen die Teehäuser ...«

»Möge der liebe Gott ihnen Steine auf den Kopf fallen lassen ...«

Am Hafen sehe ich einen Weg, der mit Pinakotheken bestanden ist, glatte große Häuser sind ausgerichtet wie Soldaten, Luxushotels zeigen offene Garagen. Reklamen für Mobilöl. Reklame für Seifen und Rasierpinsel. Die Buchstaben altehrwürdig und malerisch, aber die Bilder rosenroter Kitsch. Zur Rechten dampft der Hafen, Barkasengeräusch dringt bis zu uns, und das gleichmäßige Rattern eines Schweißapparates trifft heimatlich mein Ohr. Kulis, die Säcke tragen, indem sie sie fest mit den Armen umklammern, erinnern mich an Ameisen. An einer Wellblechwand steht ein bleicher mittelgroßer Herr und knöpft nervös an seinem Mantel. Wir sehen Bublinger, der, ohne nach rechts oder links zu blicken, ernsthaft vorbeistapft.

»Sieht er nicht aus wie ein Kassenbote ...?«

In der Post wimmeln die Clerks, eifrige und dienstbereite Gesichter nähern sich hinter Drahtgittern. Die Aufschriften sind alle in mehreren europäischen Sprachen angebracht. In einer Ecke sehe ich das unglückliche Gesicht des Postauhelfers Säbelbein in japanischer Verkleidung. Hier wie dort, toute la même chose. Auch diese Beamten, die eine Meerestiefe von einigen neuntausend Metern von den unsren trennt, haben ihre amtliche Würde, auch hier ist hinter dem Schalter sitzen und vor dem Schalter stehen nicht nur ein lokaler Unterschied.

Lyman-Hotel. Ehe man zu Wort kommt, bringt der Kellner ein Glas Eiswasser, um die heißen Ideen abzukühlen. O ... Amerika! O Puritanismus ... wenn alle Prager Witze





ihre Pointe verloren haben, wird man über dich immer noch lachen können. Während wir essen, sitzt im Nebenraum ein Girl mit blondem Wuschelhaar und glattsüßem Odolgesicht; sie spielt sich eins auf dem Grammophon, spricht einige harte Laute dazwischen und dreht wieder auf. Wir knabbern am Toast.

In der elektrischen Bahn nach Kyoto sagt Emmenthal: »Sehen Sie ... da ist wieder so ein Mann, der nur aus einer Unterhose und aus einem Havelock besteht ...«

»Eigentümliche Mode für Männer ...«

Zwischen sanften Hängen gleitet ein Fluß, den Kiefern überwuchern; Rudel von Holzhäuschen laufen im Rhythmus der Telegraphendrähte.

»Wir haben zu Haus einen Kakemono oder wie man die Dinger nennt ... sieht die Landschaft genau so aus ...«

Emmenthal läßt einen Blick über die Mitreisenden gleiten.

»Es ist die Zartheit, die hier alles macht ... hingehaucht ... bepodert, aber doch nicht zu süß ... wirkliche Grazie ...«

»Warten Sie ab, bis hier überall die Fabriken rauchen ...«

»Wird sich nicht ändern lassen ...«

Jemand hebt sich aus der dunkel gekleideten Reihe der Mitreisenden und tritt auf uns zu. Dann macht er den Mund auf, spricht etwas, macht den Mund zu, spricht wieder was.

»Ich glaube, der Mann redet uns auf deutsch an ...«

Dann ist es auch deutsch, aber so unverständlich, daß nach jedem Wort eine Pause eintritt, in der wir mit gequälten Gesichtern nach dem Sinn forschen.

»Sehen Sie, Doktor, nun kommt's mir zustatten ... das Talent, Kreuzworträtsel zu raten ... dieser junge Herr aus Japan, der sich uns so freundlich nähert, ist ein Student der Medizin, der einmal an Deutschland gerochen hat ...«

»Keine Frage ...«





Die Einwanderer

Sie brachen auf in Deutschland, Rußland oder im Balkan,
Verkauften ihre letzte Habe und fuhren mit dem Geld
in das Land
Der Freiheit. Erstarrt stehen sie nun vor der Wolken-
kratzerwand,
Und der Wind der Alleghanys weht sie an.

Sie wissen nicht, wo in fünf Jahren ihrer Füße Spur ist.
Einer von ihnen wird vielleicht Präsident sein,
Ein anderer hat die Schwergewichtsmeisterschaft erreicht,
Und das Geld tropft ihm durch die Finger wie Wein.

Oder aber es befällt sie der Schatten des East River,
Und die Räder der Krankenautos singen ihnen ein Lied;
Keiner weiß, wo die Blume seines Schicksals blüht,
Niemand ahnt es.

Denn von jeher stemmten die Brust gegen den Wind
Der Ungewißheit und von jeher wischten sich das Eis
aus den Augenbrauen
Die Kämpfer um die Zukunft, Einwanderer genannt,
Männer und Frauen.





Huelsenbeck in seiner New Yorker Wohnung (1949)



*Dr. Charles Hulbeck alias Richard Huelsenbeck
im Central Park, New York*



New York Kantaten

I

Für Marguerite Hagenbach

Die Nächte wickeln ihre Schleier um
die Pfosten der dunkelen Häfen.
Wie man eine Wiege trägt, tragen wir die Dunkelheit.
Aus den Sternen fällt der Trauer
eisiger Staub.
Es ist die Trauer nicht und nicht die Dunkelheit,
sondern die Tiefe hinter ihnen,
die uns umfängt.
Es ist die Tiefe, die den Schläfer erfaßt,
wenn er hinabgurgelt in den endlosen Traum
und die blaue Unendlichkeit,
das Ewige genannt von Gott, Mensch und Tier,
der Urgrund und der Ungrund,
wo die alte Nabe sich dreht,
krächzendes Rad,
endlos bewegt von Stunden und Jahr,
doch der Zeit nicht verwandt im Raum,
der nur Dunkel ist und Ahnen.
So gehen wir ungleich anderen Menschen,
die, dem Alltag verwandt, leichtere Bürde
genießen, das Pfeifchen im Mund.
Uns aber ward der höheren Freiheit höheres Leiden
und der Vollendung mögliches Ziel.
Wir wandern in New York auf apokalyptischen Weiden,
Menschen nicht mehr,
Götter nicht,
weil wir leiden,
und die Götter, in hehrem Hinhalten unserer Not
spottend sich wenden.





Hinter den hohen Kaminen von Rockefeller Center
der Mond scheint rot.
Hier sind wir, wie wir gemacht sind
aus Nichts und Etwas,
Feuer und Dreck,
Heilige und Bettler zugleich.

II

Für die Frauen, Huren und Lemuren

Die Brücken und Flüsse sind ineinandergeschlungen
wie die Geliebten an satten Sommertagen,
wenn der Abend naht,
und die schweren Wolken ziehen wie trüchtige Kühe,
und der Mond, ein Signal des Nichts
und der Klagen,
ist er leise zu uns gedrungen.
Dies sind die Brücken, vom Dampf der Erde getragen,
von Rost und Regen verwittert,
gebogen, Zweigen gleich,
von Winden bedrängt,
oder Menschen in Not, die ihre dünnen Arme
in die leeren Höhlen des Himmels strecken,
aber nichts antwortet
außer dem zärtlichen Flackern des Lichts.
Wo ist die Geliebte, die wir suchten
durch Tage endlos und Nächte?
Wo die Mutter, der Vater, der starb,
die Hand zerkrampt, und
das Herz zerfiel wie ein gedörrt Stück Brot,
das weiß, doch vom Schwarzen benagt
schon das Ende verspricht.
Wo ist die Schwester?
Sind ihre kleinen Schritte
hier entfernt von der Heimat
auf schlitterndem Boden gegangen,





zaghafter Engel unter dem Grollen des Himmels,
vom Nichts erfaßt, so
wie ein Pfennig fällt von der Höhe der Brücken?
Ihr Brücken New Yorks, noch neigt ihr euch
dem Lebenden,
doch der Tag wird kommen, da niemand euch anruft
und der Glanz eurer Stahlrippen
verlorene Pracht ist
wie das Prunkkleid der Hure,
das keine Hochzeit kündigt.

III

Für die Emigranten, die starben und verdarben

Die Emigranten sind dem Kaffeehaus verbunden
wie tote Blüten an dürren Bäumen.
Hier in New York,
wo die Subway, Über- und Unterweg,
in klebrigen Kellern
dahinschießt
und die Hunde, hündischer denn sonst,
der Geschichte Unsinn
pissen von Rinnstein zu Rinnstein,
leben sie wieder wie einst im Mai,
und im Prater blühen noch die Bäume.
Von fremden Winden beweht,
von fremden Düften bedrängt,
leben die Emigranten.
Der Schatten der Nacht spuckt sie aus,
der Schatten des Nichts schluckt sie ein.
Hier sind sie wie einst im Mai.
Hier sucht man nicht der Stunde Verweilen.
Der Turmuhr Hallen
ist nichts als des Traums
Rasseln in leerer Erinnerung.
Und der Sekunden Ticken ist da





wie Stiche von Herz zu Herz.
Aber im Prater blühn noch die Bäume.
Doch manchmal ists,
als wäre der Wein,
am Vorhemd verschüttet,
ein Strom, wieder belebt,
und ein Schaum des Glücks.
Hier sind sie noch wie einst,
doch mehr jetzt mit der Sonne
härteren Strahlen.
Ahnende ohne Ahnung,
Wollende ohne Wunsch.

IV

Des Dichters Atem mißt sich nicht.
Der Verse goldbeschwingter Fuß geht Schritt vor Schritt.
Hier ist NewYork, das beide überschattet –
hier ist der Wirbel, Lärm und Fluß,
der Häuser wolkenrührende Welt.
Der Dichter ist hier wie ein Baum,
von Staub und Schatten überdacht
und eingeengt von Wildheit und von Hohn.
Manchmal jedoch, als hätt der Blitz ihn überwallt
und fortgehoben federleicht und sanft,
winkt ihm der Hospitäl'er offene Tür.
Hier allein ist Ruhe.
Hier, nahe der Vergehung, doch dem Sein verwandt
wirken die Mädchen und Frauen,
weißgestärkt um Kopf und Kragen,
Mitleid vermischend mit dem Lippenrot.
Hier ruht der Dichter, langgestreckt,
Gewittern fern, leichtmütig träumend,
wetzend die Harfe und die Fountainpen.
Hier ist der Dichter nah der Welt,
die sonst den müden Fingern leicht entwischt.





Der Ärzte Schritt ist milder Gruß
und selbst die Spritze auf des Fingers Rand
ist Freund – ein milchig Glas,
das ruhlos wartend wie ein Pferd
des Starters Schuß ersehnt –
in Fleisch und Knochen
endlos zu verschwinden.
Der Verse Maß ist hier erfüllt und satt,
der Menschheit Maß ist hier erfüllt
in Freude, Lust,
Tod auch und Not.
So ruft der Dichter hier:
IHR FREUNDE, SEHT NEW YORK,
wenn schon der halbe Mond
dumm und betrunken zwischen Wolken
sich verzehrt.
Oh, seht New York vom Bett der Ruhe,
wenn draußen Lärm und Lust wie ein Taifun
sich selbst vergrößernd tobt und tollt
und dann verebbt,
und dann, wie eine Lilie aus dem Dschungel wächst,
einsam doch schnell und selbstbewußt,
ein scharfer Schrei ertönt.
Die Ambulanz rollt durch die gelbe Nacht.
Sie trägt den Dichter wieder zu sich selbst,
bis dann der Augen müder Liderschlag verstummt,
das Licht vergeht
und Leere in die große Stille weht

V.

*Für die Schwarzen, die dem
Rassenwahnsinn zum Opfer fielen*

Dies ist das Lied für Harlem, wo die Schwarzen
schwärzlich schwelgen in schwarzem Schweiß
und in schwarzen Freuden.





Hier in den Hängematten und Häusern,
die gefleckt sind wie Tiger
oder Pferden gleichen,
die an Straßen knieen,
leben die Kinder ebenso schwärzlich
in Freuden und Leiden,
in Taumel und Tod.
Hier Männer und Frauen, mit Gangstern befreundet
oder fromm, Pastoren am Arm,
singend, schreitend und tanzend,
der afrikanischen Sonne entflohen
und der Peitsche des Bändigers,
die auf dem Rücken der Ahnen
fette Striemen zog –
hier in Harlem warten Männer und Frauen,
kräftige Arme, mächtige Lungen
schwanken und schwellen
Sonnenblumen gleich.
Hier ist es, wo in schwarzen Stuben und Tavernen
schwarz gespielt wird und schwarz getan wird,
und auch der Priester ist schwarz, der Seelenhirt.
Oh, Hallelujah!
Und die Kirchen läuten schwarze Glocken an schwarzen
Tagen
und Nächten, um die Toten zu rufen,
die in der schwarzen Erde ruhn –
aber keine Stimme antwortet.
Doch leise nächtens bei wolkigen Himmeln
und mit der schwarzen Katzen Miauen
kommen die Seelen der alten
schwarzen Weiber, die alles verwalten.
Oh, Hula!
Sie halten
in ihren Händen, die knochigen Arme hochgereckt,
das heilige Tuch, das die schwarze Josephine trug,
die einst vom Papst selbst geheiligt wurde,





weil sie schwarzer Sünde schwarze Tat nicht tat
und den Himmel um Abbitte bat.
Dieses Tuch sieht man an solchen ungewöhnlichen
Stunden
von spitzen Fingern weithin geschwenkt
durch Harlems Straßen, Hallen und Rotunden,
wo sonst kein Lebender seine Schritte lenkt.
Oh, Hallelujah!

VI
Für Michel Seuphor

Die Straßen sind wie Bänder, die die Nacht gelegt,
die Straßen sind wie Teppiche, mit Schweiß bedeckt,
und Unrat von dem Markt des andern Tags.
Die Straßen sind wie Pferde, die die hellen Nasen
reiben an der helleren
Stalltür.

Die Sonne und die Luft sind Schwestern,
die sich dem Dunkel wohl entwanden,
weil noch die Kraft des Ozeans ihren Atem stärkt.
Die Stille ist es, die den Morgen heilig macht,
wenn zwischen Nacht und neuem Tag die Treppe
in hellerm Rot der Stunde winkt
und einlädt zum Ersteigen.
Des Tages Last und Weh ...
Hier sind die Menschen, ach, sie sinds,
so wie sie sind, gleich Tieren ohne Horn und Zorn,
doch willens sich dem Schicksal zu ergeben.
Die Menschen sind wie Kinder, die die Sonne sehn,
doch nie wird einer sie erreichen.
Hier sind die Jungen, die den Hauch der Liebe
noch auf den Wangen spüren,
den Tanz noch im Gebein,
so gehn sie fort,
als wär der Tag des Sonntags





blankes Schild.

Die Alten aber zerren dahin sich selbst
und andere, wie ein Tuch,
das jemand einer Leiche
über Mund und Augen schlug.

Hier sind die Clerks wie Bäume stark und groß.
Das Gold fließt durch die Finger wie ein Teig.
Der Schalter Gitterwerk fällt auf und ab,
des Reichtums Flut und Ebbe zeigt es an.
Hier sind die Clerks wie windgeblähte Puppen,
sie warten auf der Stunde Schlag,
bis ihnen auch des Glücks Erfüllung wird,
wenn sie mit blondgebleichten Huren
im Cadillac verschaukelnd Land um Land
besehn wie Millionäre,
die sonst nur des Abfalls Goldschaum
ihnen gönnen.

O Frauen ihr New Yorks, ihr Huren,
Mütter, Damen und Lemuren
weiblichen Geschlechts –
auch euch ist dieses Tags Beginnen
neu Beginn.

VII

Für Hans Arp

Wie eine Wolke ist das große Meer,
wie eine Wolke verbannt von den Göttern
flieht es dahin.

Dies ist der Sturm und die Stimme des Sturmes
weit über Wolken, weit über Meeren
geht er dahin.

Dies ist New York, von den Meeren umgürtet
wehrt es sich steinern gegen die Flut –
hochraffende Hoffnung, Berg und Geklüft:
so liegt die Stadt in matter Erwartung.



Einwanderer kommen mit Ballen,
armseliger Habe zerrissenes Handtuch,
Schuhe mit Kot von Siziliens Grund.
Jahre vergehen wie Atem,
den des Morgens heller Ton
eilig verscheucht.
Menschen verdorren, Krankheit und Kot
krümmen die Rücken.
Kinder stammeln in fremden Lauten,
rinnsteingeborene
Zeugen der Lust, Armut und Sehnsucht.
Manchmal aber dreht der Dampfer
den Bug, und die Musik
aus blechernen Tröten und Tromben
spielt Lieder und Weisen,
die schon die Mutter kannte,
wenn sie der Brüste
stärkern Anker senkte
in neue Brut.
O Heimat,
wo die Bäume sich neigen
unter der Sonne mildernder Ansprach
und der Oliven goldne Rundung
schwimmt in des Abends
süßer Vergehung.
Hier, wo des Sees schlappende Welle
die Ufer beleckt
wie Wein,
der der Amphore entlief,
und wo der Schritt der Geliebten
den Abhang bekränzt.
Hier, wo am Abend
der Glocken Laut
sanfte Scheidung verkündet
zwischen Sündern und Frommen
und der Tod dich grüßt,



ein zufriedener Mann,
der den Reigen beschließt.
O Heimat, New York!
Weltumspannende Wasser
wirken in uns,
und der Abgrund
will niemals schließen
den schrecklichen Mund.
Doch einst wird der Friede
auch deine schmerzenden Augen
küssen,
und sein Ruf wird sein
wie der Mutter Stimme,
die nie dich verließ.

VIII

Aus Wut, Schleim und Wirbel wuchs der Hurricane;
die Sonne floh wie drei geschlagene Armeen.
Die Palmen greifen in die Nacht wie
eines Riesenoktopus zerfetzte
Arme.
Der erste Wind ist wie das heisere Bellen
des Höllenhunds.
Die Straßen, stolz und fest today,
zerfallen dürr wie Staub von Niniveh.
New York ist wie ein Teppich, flach und Stroh
und wie ein Baum, der tausend Jahre glühend
und grünend, den Tod nicht kennend
urplötzlich weiß,
daß eines einzigen Blitzes greller Strahl
auch ihn beschließt.
New York ist wie ein Grund von Stein und Holz,
das seinen Plan nicht kennt,
und wo der Architekt die Lust verlor,
sich schaffend zu verlieren.





Und Brücken, die im eisern Kleid
sich brüsten sonst wie Mannen
aus mittelalterlichen Zeiten,
spannen
der Arme Härte nicht,
Kraft wird Weichheit, Dunkel, Angst und Schrein ...
Und so die Wolken, groß noch gestern,
falten sich nun wie Servietten,
Fetzen alter Hemden,
flattrige Ketten
ihrer selbst, doch
manchmal auch wie Watte,
blutiger Rest, den man vergaß
am Bett der Wöchnerin, die,
der Schmerzen müde,
in Trauer still versinkt
und in Erwartung.

IX
Für Beate

Die Stunden sind wie Blasen, die vergehn.
Die Angst ist wie ein Tier,
das seine Augen dreht und dreht.
Von Furcht erfüllt sind Frau und Kind.
Gefäße sind es, angerührt vom Wind,
sie stehen noch, wenn sie gebrochen sind.
Erwartung ist die Welt und Gott und Sein
und ist ein Kommen, doch kein Schritt ist dein.
Oh, langsam, wie der Henker kommt,
der lange zögert, doch er kommt,
ist die Erkenntnis.
Du wehrst ihm lange und du willst ihn nicht
und weinst und wartest.
Du scheust den Sturm, der Haus und Hof umweht
und weißt nicht, daß er mit dir geht.





Die Kinder, schon seit Stunden
warten der Spaghetti:
aber Vater kommt nicht.
Non viene father.
Der Priester selbst,
der des schwarzen Rocks
sich kaum entledigt,
weiß es nicht.
Die weißen Dämpfe sieht er an des Sturms
und weiß es nicht.
Den Regen sieht er an, der
Dach und Dorf umfaßt
mit nasser Zange.
Er weiß es nicht.
O papa mio, o sole mio.

Fern am Posilippo,
wo Caruso, wie ein Huhn gefüllt
mit Watte, Werg und Salben,
der Ewigkeit entgegenlächelt,
säuerlicher Held der Songs –
dort, wo der Wellen
blaue Tinte bleit und schleit,
der Schönheit folgend
aber nicht dem Nutzen:
dort ist der Vater,
ein Vollblutitaliener
mit des Schnurrbarts edler Windung
und der Waden wölbender Wucht.
Hier geht er, sich selbst vergessend,
und den Pindar
zitiert er sich und seiner Leier,
die des Busens haarige Härte drückt.
Hier ist der Vater:
Spaghetti vergessendes
Manntier und Mensch,



das sich sonnt
in dem Spiegel des Nichts
und der Albernheit
schöner Empfindung.

X

Für alle, die den Krieg hassen

Die Kriege, die wir gefochten,
stehen in Büchern,
sind von Kindern zerlesen,
sind in Ranzen gepackt.
Heil der Geschichte, die von Pastoren zitiert
und von Lehrern gerühmt wird –
heroischer Schaum
wärmt Dir das Herz.
Denk an die Bronzen und Monumente,
ruhend im Schatten flüchtigen Windes,
wenn von der Eichen rostiger Stärke
Rost fällt und Stärke
in den Schoß des Kindes.

Hier ist Kolumbus, Bronze und Eisen.
Winde umwehn ihn, Ruß und Gewitter
und der Schatten jener hohen
Wohnburgen, Skyscraper genannt
(nie sah er sie, nie ahnte ers
und kein Traum gab ihm ein Bild),
sind seine Ritter.
Eichenüberschattete Monumente –
Enthüllung am Sonntag und Alltag,
wenn Tücher fallen zu schriller Musik
und der alten Damen müdes
und snobistisch Händeklatschen
die Bedenken übertönt.
Die Paraden gehen Tag und Nacht



um des Broadways gewundnes
distelbewachsnes Steinmeer.
Welle um Welle naht sich dem Strand,
und der Menschen Jubel
zwischen Hoffnung und Mißmut
umrankt uns wie Efeu.

Der Toten aber gedenkt niemand,
und nur die Mütter lassen
die hellen Fanfaren
nicht ein in ihr dunkles Herz.
Ach, ausgestreckt und mehr
gestreckt als je ein
Reglement erlaubte,
so warten sie der Bläue eines
Himmels, der nicht kommt.
Und nicht die nächsten langen hunderttausend
öden Jahre, nichts und nichts
in Ewigkeit und Ödigkeit,
und nicht der Himmel Gold
und nicht der Erde Frucht
und nicht der Huren weiche Brüste
und Stöhnen, Bitten, Niederfall
und nichts und weniger als nichts
wird etwas ändern



Dada heute

Es war an einem Sonntagabend, als der große Schneesturm kam. Die Flocken fielen erst langsam, als wären sie von einer großen Hand geblasen, dann schneller und dichter und schließlich war es wie eine feste graue Wand, durch die die schwarzen Augen der Katastrophe blickten.

Es war New York, wie es lebte und existierte so lange ich es kannte. Die Menschen nahmen alles hin, Glück und Unglück, Feste, Krankheit und Tod. Die New Yorker gleichen den Berlinern, sie finden ein Wort zu jeder Situation, und sie haben die Sprache zu einem Instrument gemacht, das die Möglichkeit des Lebens vergrößert.

An diesem Tag, als man die Baumkronen im Central Park nicht mehr sehen konnte und sich die Herzen der Menschen mit einem universalen, nicht mehr zu definierenden Dunst füllten, kamen keine Patienten. Ich saß hinter meinem leeren Sofa und zählte die Ringe der Stoffmuster. Ich visierte die Blumen auf dem Fensterbrett, die plötzlich anämisch aussahen wie ganz alte oder ganz junge Menschen. Es gibt Zeiten, die den offenen Türen der Krankenhäuser gleichen. Die Glockenspiele haben sich in die Sirenenmusik der eilenden Ambulanzen verwandelt.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück, und ich begann von dem Nachmittag zu träumen, als wir Hugo Ball in St. Abbondio zu Grabe trugen. Ich hatte ihn von allen Freunden zuerst in Berlin gekannt, und ich sah ihn nun von allen Freunden zum letzten Mal. Er war mein Freund, mehr und näher und einflußreicher als irgend jemand anders.

So lag Hugo in seinem Sarg, der weiß und mit Sternen bedeckt war, als wäre er in die überirdische Hülle eines jungen Mädchens gefahren. Sein Gesicht war grau und krank vom Leben, und ein Auge zwinkerte unter dem halb zurückgezogenen Lid. Hier war es, als er mit mir zu spre-



chen begann, in St. Abbondio im Tessin, im Jahre 1927 und in New York im Jahre 1955.

»Was wir alle wollten«, sagte Hugo, «war nicht der Dadaismus. Der Dadaismus war nur eine Beigabe einer großen Frömmigkeit. Wir litten nicht nur an der Zeit, sondern wir litten hauptsächlich an uns selbst. Lies Deine eigenen »Phantastischen Gebete« und Du wirst begreifen, daß der tiefere Sinn unserer Tätigkeit das Leiden war. Nur im Leiden an der Zeit und im Leiden an uns selbst hatten wir die Möglichkeit, über unsere eigenen Grenzen hinauszugehen, da nur das Leiden einem einen Pass gibt, sich selbst zu verlassen ...

Ich selbst habe nichts getan, in meinem ganzen Leben, als an Gott geglaubt, indem ich mit dem Teufel gerungen habe. Der Dadaismus war für mich nicht mehr und nicht weniger als die höllische Messe, durch die ich gehen mußte, um zu Gott zu kommen ...

Siehst Du, in unserer Zeit, wo so abgefäimte und falsche Philosophien die Welt bedrängen, ist Gott nicht populär, und so ist es den Marxisten unter uns leicht gelungen, mich in den Schatten zu drängen. Aber ich fürchte mich nicht, und so sicher wie der Morgen der dunklen Nacht folgt, werde ich aus dem Schatten heraustreten und meine Stellung einnehmen, trotz aller Versuche, mich totzuschweigen und trotz aller Versuche, mein Werk zu verkleinern ... Es gibt zwei Standpunkte, von denen her man den Dadaismus verstehen kann. Der erste bezieht sich auf den Ulk, das Komische, das Paradoxe im Dadaismus. Hier freut sich der Verstand, und seine negativistischen Spiele ergötzen die internationalen Literaten und die Kaffeehausgenies, die die Kunst für ihren Ruhm, aber nicht für die Wohlfahrt der Menschheit betreiben ...

Soweit ich es verstehe, und ich möchte Dich bitten, mir hierin nachzufolgen, war der Dadaismus etwas, wovon die Menschheit profitieren sollte. Ich möchte Dich bitten, Dich nicht mehr mit anderen wegen der Auffindung des





Wortes Dada zu streiten oder wann und wie es angefangen hat. Wenn irgend jemand im Zweifel ist, verweise ihn auf mein Buch »Die Flucht aus der Zeit«. Alles andere ist Lüge.

Ich möchte Dich bitten, so wie Du es ja schon getan hast, nicht die ulkige, komische, zirkusartige Seite des Dadaismus zu betonen, sondern das, was Du in Deinen Arbeiten die existentielle genannt hast. Es ist das Leben, das hinter allem steht, und der Ulk war nur eine Funktion des Lebens. Denn: nur wenn man das Leben verhöhnt, kann man es auch lieben. Nur wenn man es zeitweise haßt und mit seinem Schöpfer ringt wie Jakob mit dem Engel, kann man seine Einzigkeit begreifen.

Denk an Rimbaud und unsre Liebe für ihn, oder sagen wir unser Mitleid für ihn. Er verließ das Leben, das ihn beengte, um es in der Wüste neu zu entdecken. Er wollte «ins Leben selbst», so wie Du Dich in vielen Deiner Manifeste ausdrückst. Die Wüste, das Nichts, die Selbstzerstörung seiner Persönlichkeit, das zog uns an. Es war die Flagellation, die Tortur, die Selbstdisziplin, die Dornenkrone – alles dies zog Rimbaud an. So wie er lehnten wir die Zeit mit ihrer komfortschaffenden Technik ab, und wir sahen die Lüge der großen Geldmacher und Wallstreetanbeter, die sagten, sie seien dabei, die Welt für die Demokratie reif zu machen. Wenn die Demokratie aus nichts als aus der Anbetung von Geld und Maschinen besteht, wollten wir keinen Teil von ihr. So waren wir und so war Rimbaud. Und wie Rimbaud hatten wir geheime Engel, und der Kuß der Heiligkeit war auf unserer Stirn. Die Wüste war nichts als das Purgatorium, das das Schicksal der Künstler ist. Wir brauchten die Strafe, um den Lohn einzuheimen.

Nun, mein lieber Richard, es ist das, was man Persönlichkeitsentwicklung nennt, um das es sich beim Dadaismus drehte. Hier ist das Geheimnis.

Diese unsere Zeit hat den Begriff der Persönlichkeit geschaffen. Kein Mensch weiß, was es wirklich heißt, und





ich denke, es ist nur ein Symbol für einen Notzustand. Wir Dadaisten wußten sehr wohl, daß wir alle in einem Notzustand leben, politisch, ökonomisch und hauptsächlich geistig. Die Zivilisation, an der Spitze die Händler und Feinde Gottes, drängen uns von uns fort. Sie sind dabei, so etwas wie Scherenschnitte aus uns zu machen, flache kleine tote Kuchen, die man mit dem Daumen herumschieben kann, zur höheren Glorie dessen, was die Lüge der Materialisten und Kommunisten das allgemeine Wohl nennt. Wir leben in einem Notstand, da wir dabei sind im allgemeinen Wohl zu ersticken. Was Rimbaud tat und was wir taten, war nicht viel mehr als die Türen und Fenster aufzumachen, um frische Luft hereinzulassen. Wir brauchten den Wind, von dem Nietzsche spricht, um die Nebel der offiziellen und konventionellen Phraseologie zu zerblasen.

Ich sagte, die Persönlichkeit ist nicht viel mehr als das Symbol eines Notstands. In Zeiten, als der Geist herrschte, brauchte man keine Persönlichkeit. Aber so wie man im Winter sich den Pelz anziehen muß, müssen wir nun alle unsere Eigenschaften aus der Vermottung holen und sie überprüfen. Der Dadaismus war ein Notschrei, ein Aufschrei und eine Aufforderung, sich die in Gefahr geratene Persönlichkeit anzusehen. Sieh Dich selbst an, sagte unser Ulk, wenn Du nicht eine Nummer, ein Börsenbericht, ein Maschinenteil, ein Proletarier werden willst. Es ist die oberste Pflicht des künstlerischen Menschen, die Pflicht als eine Notwendigkeit zu erkennen. Wir kämpften nicht für kürzere Arbeitsstunden und ein größeres Gehalt, sondern für eine neue Wertordnung.

Der Dadaismus, der für die Persönlichkeit focht, kämpfte deshalb für die Erkennung eines Notstandes. Er war weniger eine Kunstrichtung als eine Philosophie. Die Kunst, in unserer Zeit, ist nur ein Teil eines Notstandes. Sie ist soviel wert, wie sie den Notstand aufzeigt. Deshalb war die Fortentwicklung des Dadaismus in den Surrealismus eine Rückentwicklung. Es war die Beschränkung auf die Kunst,





während ja, wie ich Dir sagte, es dem Dadaismus auf den Menschen ankam, und auf nichts als auf den Menschen. Im Dadaismus spielt das Unbewußte nur eine symbolische Rolle. Proklamationen, Manifeste und Ausstellungen könnten leicht das Interesse von dem Wesentlichen ablenken. Dem Dadaismus eine Freudsche Philosophie zu unterschieben ist eine Unmöglichkeit. Es handelt sich bei Dada nicht um eine Wunscherfüllung – die ja nur die Sehnsucht proletarischer Seelen ist –, sondern um eine Wunschverneinung. Nur durch die Wunschverneinung wird das Unbewußte ein Teil des Dadaismus, hätte man den Surrealisten in Paris sagen sollen. Ich halte den Surrealismus für die romantische Abart eines gutgemeinten Mißverständnisses.

Was uns nottut, ist die Erhaltung der tieferen Wesenheit der westlichen Zivilisation und deshalb solltest Du Dich gegen alle richten, die die Ambivalenz des Dadaismus in Fragen der Tradition nicht verstehen. Was wir wollten war ja nicht nur die Zerstörung einer Tradition, sondern auch die Errichtung einer neuen. Wenn sich der Dadaismus gegen den Humanismus und seine Überschätzung in den Künsten richtete, erzitterte er doch vor dem Unmenschlichen; denn es war ja das Unmenschliche im Krieg und in der Politik, das er bekämpfte. In Deinem Manifest »Der neue Mensch« hast Du das ausgedrückt, aber es braucht noch viel Zeit, bis die Leute begreifen, daß der Dadaismus seine Scherze für einen neuen Humanismus gebrauchte. Und hier scheiden sich die Wölfe von den Schafen. Blick um Dich herum und sieh, wer heute noch die Unmenschlichkeit propagiert, und halte Dich fern von denen, die es tun.«

New York Juni 1957





Hommage à Zürich

Dies ist Zürich die Stadt des Dadaismus
da wo Dada wird, sterben die Tauben nicht und
die Menschen sonst von dem Alltag erwürgt gehen in
schnellen Schritten.

Hier sahen wir die Geburt des Cabarets Voltaire
die Studenten trunkene Schemen an Tische geklebt
Menschen mit schlottrigen Knien, Refugees, Flücht-
linge, Russen, Lenin und die anderen mit langen
schmutzigen Bärten.

Spiegelgasse ohne Spiegel unsrerselbst,
Hugo Ball das Klavier tretend und Emmy
mit heller Stimme die Brüste parat So sterben
wir so sterben so sterben wir alle Tage

Und draußen der Krieg, feurige Schlünde, die Ka-
nonen bedient von den übereifrigen Patrioten aller
Länder, Zürich Stadt des Friedens, was wären wir
ohne Dich, ohne die Seen ohne den Wein, ohne die Huren,
Zürich, laß mich Dich umarmen, freundliches Häusermeer,
knisternder Strand am See, Mädchen und Männer im
Frieden, Zürich, nimm meine Liebe an Deinen trockenen
Busen und laß mich wieder mit Dir leben wie einst
im Mai.






Nachtrag zu Dada

Die Tatsache, daß Dada in der letzten Zeit wieder so sehr lebendig geworden ist, sollte seinen Freunden und seinen Feinden zu denken geben. Vielleicht waren wir gar nicht so verrückt wie es damals und in der langen Zwischenperiode der Fall zu sein schien. Wir sind äußerlich ganz gut anzusehen, wir tragen gute Anzüge, Brillen und Gummischuhe (wenn es regnet). Wir waren immer willens, viel zu tragen und viel zu ertragen, besonders Ball. Warum sollten wir nicht damals, ohne es wirklich zu wissen, die Last der Welt getragen haben ...? Waren wir die Sisyphusse und die Herkulesse unserer Zeit ...? Man nehme oder man lese die kürzlich herausgekommenen Briefe Hugo Balls an seine Frau, es ist ein klassisches Werk und nicht schlechter als das, was Abaelard seiner Heloisa mitzuteilen hatte. Man fühlt und sieht, daß Dada keine temporäre Angelegenheit war. Man konnte damals und später Dada beschimpfen, einwickeln, verändern, abkochen und wegwerfen ... es kam immer wieder so wie die Tauben zu ihrer Brutstätte. Es stand immer wieder da wie die Schatten, die die Bäume in der morgendlichen Sonne werfen. Dada wollte die Spießler aus ihrem Schlaf wecken, aber jetzt ist es so etwas wie eine Trompete von Jericho geworden. Aus dem sanften Flötenblasen hat sich eine gewaltige Orchestermusik entwickelt. Und selbst die Schwerhörigen neigen die großen, dünnen Ohren: Dadadadadada ...


Ich sitze hier in New York hinter meiner Schreibmaschine und sehe auf den Central Park, der so milde, grün und frisch aussieht, so, als ob sich in ihm kein Wässerlein trüben könnte. Jedoch, nachts, werden dort die Frauen vergewaltigt und die Luftschnapper werden von Gangstern angefallen. So scheint mir auch Dada, es ist eine Bewegung mit innerer Gefährlichkeit. Wenn man sich ihr nähert, ist






sie wie eine schnurrende Katze. Man möchte sie streicheln und ihr die elektrischen Funken aus dem Fell ziehen. Aber dann (wenn man es versucht) werden aus den Funken nukleare Katastrophen. Dada war im Jahre 1916 genau das, was sich jetzt im Herzen des Durchschnittsmenschen begibt. Damals empfanden es einzelne wenige, heute sitzt es allen im noch frisch gewaschenen Nacken: die Angst vor dem Irrationalen.

Wir sind schon damals zum Mond geflogen und haben auf den Mars geschossen, wenn wir auch nicht wie Präsident Eisenhower die Ruhe hatten, uns die Zeit mit Golfspielen zu vertreiben. As a matter of fact, wir wußten damals ganz und gar nichts vom Golfspielen, es kam uns auf ganz andere Dinge an. Wir wollten die Welt aufrütteln. Wir haben kräftig gerüttelt und aus dem Rütteln ist nun ein wirklich kräftiges Hin- und Herzerren geworden. Wenn irgend jemand irgend etwas am Schlawittchen hat (wie meine selige Mutter zu sagen pflegte) ist es Dada und seine Gegner.



So stehen wir alten Dadaisten dann gelassen im Beginn des Alters, die Haare sind weiß geworden und die Beine nicht mehr so gerade und schön wie damals. Wir schreien nicht mehr auf, wenn wir ein schönes Mädchen sehen (obwohl wir immer noch schreien). Und doch und doch: es ist ein beruhigendes Gefühl, die Welt geärgert zu haben. Ich möchte aus Erfahrung sagen, es ist eigentlich das einzige Gefühl, für das man heutzutage sein Leben einsetzen kann.



New York, 4. Juni 1958





Warum ich Amerika für immer verließ

Warum habe ich nun Amerika verlassen, nachdem ich vierunddreißig lange Jahre in New York gewohnt habe? Ich habe Amerika nicht aus Gründen der Enttäuschung verlassen. Ich verließ Amerika nachdem ich dort als Arzt und als Psychiater mit großem Erfolg gearbeitet hatte. Amerika ist ein Paradies für Psychiatrie, jedoch fühlte ich, ich würde niemals wirklich ein Amerikaner werden. Diese ganze Angelegenheit ist sehr kompliziert und schwierig in Worte zu bringen. Um diese Angelegenheit klar auszudrücken bedarf es einer besonderen Delikatesse.

Kein anderes Land, kein anderes Volk haben sich so generös mir gegenüber benommen wie die Amerikaner. Im Jahre 1936, als die Hitlerflüchtlinge ankamen, fanden sich in New York immer Leute, die zur Hilfe bereit waren, nicht nur mit Ratschlägen sondern auch mit Geld. Ich persönlich erlebte viele Glückszufälle. Albert Einstein schrieb mir einen persönlichen Empfehlungsbrief, so daß ich das medizinische Examen nicht nachzumachen hatte. Ich traf Karen Horney und gründete mit ihr die *Association for the Advancement of Psychoanalysis*. Horney war eine wunderbare Frau, von höchster Intelligenz, schöpferisch, gutmütig und doch nicht ohne praktische Umsicht. Was sie damals tat – und dies war in der Tat der Beginn einer revolutionären Umwälzung – war dies: sie brachte die Umgebung (Menschen sowohl wie Dinge) – mit anderen Worten die »Kultur«, die Politik, die ganze Art des Lebens in die theoretische Psychoanalyse. Alles dies – so sagte sie in ihren Büchern – mußte als Ursache der Neurose in Betracht gezogen werden. Freuds Theorien wurden in den Hintergrund gedrängt. Der Mensch wurde als Ganzes betrachtet, und sein Benehmen wurde zu einem Teil seiner eigenen Kraft. Es war nicht länger ausschließlich davon ab-



hängig, daß Mama des Patienten Genitalien berührt hatte, zur Zeit seiner frühesten Jugend. Durch Horney wurde die Psychoanalyse ein Studium der Kreativität und war nicht nur von intellektuellen Entdeckungen abhängig.

Horney und ich wurden sehr gute Freunde, und da sie in ihrer eigenen Praxis sehr erfolgreich war konnte sie mir so viele Patienten zuschicken wie ich unterbringen konnte. Von einem Tag auf den anderen erreichte ich das amerikanische Ideal. Ich wurde reich (jedoch nicht wirklich). Ich hatte eine ausgezeichnete Wohnung; am Central Park, Nummer 88, da wo der alte Brill, einer der ersten Mitarbeiter Freuds, gelebt hatte. Ich konnte meine Kinder in gute Schulen schicken, die Dalton Schule und die Choate Schule. Diese Schulen waren nicht nur gut sondern auch »swanky« (dafür gibt es kein gutes deutsches Wort, vielleicht so etwas wie elegant, obwohl man das auf Schulen kaum anwenden kann). Welche Wendung durch Gottes Fügung, hatte der alte Kaiser Wilhelm, der Erste gesagt. Aber ich sagte damals und ich sage es noch heute: mein Glück war nicht die Folge übernatürlicher Einwirkungen. Mein Glück kam durch die Spontaneität, das Gefühl der persönlichen Freiheit, durch die Generosität der Amerikaner, die das einzige Volk in der Welt sind, die fähig sind Fremde wie wirkliche Menschen zu behandeln. Unglücklicherweise kann ich das nicht von den Menschen sagen, unter denen ich jetzt lebe. Es gibt in Amerika keine Xenophobie. Das ist eine große Sache, eine sehr große Sache.

Aber naturgemäß, wie es sich in dieser Arbeit ja deutlich zeigt, war ich kein gewöhnlicher Fremder, der wie viele Jahre und Generationen vorher in das Land der Versprechung kam, um sein Glück zu suchen. Ich war mehr und vielleicht – weniger. Ich versuchte anonym zu leben, aber es gelang mir nicht. Der Schatten Dadas folgte mir immer auf den Fersen. Im Anfang meiner amerikanischen Existenz, zu einer Zeit als ich so arm und hilflos war wie



irgendeiner, kam ein Mann von *King Features Syndicate* zu mir und bat mich ihm einige Artikel über Dada zu schreiben. Die Zeitung »World Telegram« hatte mir einige publicity bei meiner Ankunft gegeben. Ich fing an wieder ein Dadaist zu werden, aber die Notwendigkeit zwang mich Arzt zu sein und meine medizinische Arbeit in die Praxis umzusetzen. Der Grund ist einfach: es gibt wahrscheinlich nichts auf der Welt, an dem und mit dem man praktisch gesprochen weniger leben kann als mit Dada.

Der Konflikt zwischen meiner Existenz als Dadaist und als Arzt hat mich mein Leben lang verfolgt und war deshalb auch mit mir während meiner Existenz in Amerika. Ich wage es hiermit auszusprechen, daß wenigstens bis auf den heutigen Tag die Amerikaner den Dadaismus niemals verstanden haben. Dada ist in ihrer Vorstellung so etwas wie ein revolutionäres Kunstgetue, ähnlich so wie Herr Williams S. Rubin es sich vorstellte als er in seiner Position als Direktor im *Museum of Modern Art* die letzte große Ausstellung »Dada, Surrealismus und was später kam« veranstaltete. Das Zusammenwerfen von Dadaismus und Surrealismus in einer Ausstellung beeindruckte mich als Perversität, aber ich konnte nichts dazu und nichts dagegen tun.

Hier haben Sie einen der Beweggründe weshalb ich die Staaten verließ. Es ist mir niemals gelungen irgendeinem wirklich klar zu machen, was Dada tun wollte und was Dada ist, nämlich ein revolutionärer rücksichtsloser Kampf gegen die Kulturideologie soweit sie als Schutzschild gegen soziale und politische Ungerechtigkeiten benutzt wird. Dada focht für die Freiheit der schöpferischen Persönlichkeit, gegen künstlerischen Snobismus und künstlerische Lügen. Dies Problem ist so kompliziert, daß die Dadaisten selbst es nie ganz klarmachen konnten. Dada war demgemäß der Anfang der Revolution der unterdrückten Persönlichkeit gegen die Übermacht der Technologie, gegen die Vermassung der Kommunikation und es war das





Freimachen des Gefühls der Verlorenheit in einem Ozean der kommerziellen Übertüchtigkeit. Dada ist eine Art von Humanismus, nicht der Humanismus der deutschen Klassiker sondern ein Kampf für die Freiheit und das Recht der Individualität.

Ich konnte alles dies den Amerikanern niemals klarmachen, und infolgedessen war ich ein Erfolg als Doktor, aber als Dadaist (das, was meinem Herzen am nächsten stand) war ich ein Mißerfolg.

Das Gefühl als Dadaist ein Mißerfolg zu sein erfüllte meine ganze amerikanische Existenz und es beeinflusste – zum Guten oder zum Bösen – auch meine medizinische Tätigkeit. Nach einer gewissen Zeit war es mir deshalb auch unmöglich mich in der Horneygruppe wohl zu fühlen, obwohl ich die Gruppe niemals offiziell verließ. Ich faßte ein Interesse an der existentiellen Psychoanalyse, die obwohl vor Jahren von Binswanger gegründet von kleinen Gruppen in New York gepflegt wurde. Wir gründeten die *New York Ontoanalytical Association*, und ich wage es zu sagen – man gab mir einen Preis: den *Binswanger Award for Oustanding Achievement*.

Was für ein achievement, was für eine Leistung? Ich versuchte mir das selbst klarzumachen. Ich hatte nie in meinem Leben ein Buch über Psychiatrie geschrieben, wenn ich das kleine in deutscher Sprache, bei Ullstein als Taschenbuch erschienene Werk »Sexualität und Persönlichkeit« nicht mitzählen will. Ich war wirklich sehr unglücklich. Ich versuchte dieses Unglück zu statuieren und ich versuchte mir klarzumachen, daß es das Resultat des Konfliktes zwischen Medizin und Dadaismus war. Dann drängte es sich mir mehr und mehr auf, daß am Ende meines Lebens etwas sehr Wesentliches geschehen mußte. Ich mußte entweder Dadaist oder Arzt sein. Ich mußte – die Einsicht war überwältigend – wieder Dadaist sein. Ich mußte in ein Land gehen, in dem das Problem der schöpferischen Persönlichkeit existiert hatte und noch existierte.





Ich denke, ich muß das alles noch klarer machen. Zuerst möchte ich wiederholen, daß ich absolut nichts gegen Amerika habe. Ich bin überzeugt, daß es auf mein Konto zu setzen ist, daß ich die Staaten verlassen habe. Ich denke, es ist mein Fehler, daß ich mich nicht anpassen konnte, weil der verfluchte Dadaismus nicht aus meinem Herzen zu reißen war. Das klingt alles sehr gut, aber es ist immer noch unklar, warum ich Amerika für immer verließ. Ich habe schon gesagt, daß viele äußerlichen Umstände eine Rolle spielten, mein Alter, die Tatsache, daß ich mich zurückziehen wollte und wieder zu schreiben beginnen wollte, und last but not least, daß ich zu dem Ort, dem Land und zu der Situation zurückkehren wollte, in denen mein dadaistisches Problem entstanden war. Um mich noch klarer auszudrücken: ich hoffe, daß es in Amerika keinen Dadakonflikt gibt, etwas, das in Europa noch existiert oder wenigstens bis vor kurzem existiert hat.

Aber ist das in der Tat so? Ist nicht die Welt überall die gleiche? Unter dem Einfluß von stolzen Wissenschaftlern, die aber zu stupid sind zu begreifen, daß irgendetwas mit dem Fortschritt nicht in Ordnung ist und daß Unterschiedlichkeit (bei Menschen und Dingen) nicht weniger bedeutend ist als die allgemeine Gleichheit. Findet man nicht die gleiche nationalistische, entpersönlichende Computereinbildung bei den Wissenschaftlern in Europa nicht weniger als in Amerika? Was muß es für eine Freude für diese Menschen gewesen sein, daß wir den Mond betraten. Aber was werden diese Menschen sagen, wenn sich herausstellt, daß der vom Mond gekratzte Dreck derselbe Dreck ist, den man hier auf der Erde findet und daß wir unsere Milliarden mehr für die Träume des Herrn Wernher von Braun als für unsere persönlichen Wirklichkeiten ausgegeben haben.

Es ist eine Tatsache, daß tief im Inneren meine Unruhe steigt, wenn ich präzise funktionieren muß. Und es ist ebenso eine Tatsache, daß es mir klarer und klarer wird,





daß das präzise Funktionieren die Krankheit der amerikanischen Zivilisation ist, die drauf und dran ist, das, was noch übrig ist an persönlicher Freiheit und Spontaneität, auf den Misthaufen zu werfen. Trotz aller meiner Liebe für die amerikanischen Ideale und trotz meiner Liebe für die amerikanische Realität wurde ich kränker und kränker je erfolgreicher und ordentlicher sich mein Leben gestaltete. Die Gefahr war nahe, daß ich einer dieser händeschüttelnden »Here is how«- und »How are you«-Typen würde, die ich so abgrundtief verachte. Ich hatte die Sehnsucht, wieder ein Hippie zu sein, ein dadaistischer Hippie meiner eigenen Art mit kurzem Haar und einem gutsitzenden Anzug – aber doch ein Hippie und nichts als ein Hippie. Mein Wunsch, unordentlich zu sein, mein Wunsch mich mit dem Chaos zu identifizieren und sozusagen ein Funktionsfehler zu sein – alles das übermannte mich, obwohl diesem Wunsch ständig durch die offizielle medizinische Organisation und nicht weniger durch die so erfolgreichen Kollegen einfach durch die Tatsache ihrer Existenz widersprochen wurde. Ich wollte zu einer Art Chaos zurückkehren, nicht ein Chaos, das umbringt, sondern ein Chaos, das der erste Schritt zur Kreativität ist. Mehr und mehr begann ich den Arzt-businessman-Typus zu hassen, der alle Tests und alle Tricks benutzt aber nicht fähig ist, dem Patienten irgendetwas Substantielles zu geben, das ihm die Krankheit nimmt. Ich haßte die überall sich vordrängende Haltung der Ärzte Geld, Geld, Geld zu verdienen, und so begann ich schließlich, die Tatsache zu hassen, daß ich selbst Arzt war.

Hier, meine Herren, ist mein Konflikt. Da ich nicht fähig bin, diesen Konflikt ganz zu lösen, versuche ich die Lösung durch einen Wechsel der Szenerie. Ich weiß, es kann nicht erfolgreich sein.

Ich weiß das sehr gut aber dieser antizipierte Mißerfolg kann vielleicht heilende Wirkungen haben. Ich habe von meinem jetzigen Wohnsitz in der Schweiz eine klare Ein-





sicht in die Verhältnisse: Amerika ist ein tragisches Land und die Amerikaner sind ein tragisches Volk. Ihr grandioser Versuch, eine freie Gesellschaft zu gründen, ist nicht gelungen, und jetzt befinden sie sich in einem unlösbaren Konflikt. Der Krieg in Vietnam, das Negerproblem, die Armut und der pekuniäre Bankrott der Großstädte – alles das, während die Waffenfabrikanten ihr Einkommen vervielfachen.

Meine Herren, Amerika ist bankrott. Aber ich behaupte nicht, in einer besseren Situation zu sein. Ich möchte ein Hippie sein, zu gleicher Zeit ein Arzt und ebenso ein smarter geldmachender Citizen. Alles dies kann nicht zusammengebracht werden.

Manchmal versuche ich mir zu helfen, indem ich mir das berühmte Panorama ansehe, die herrlichen Berge, die schöneren Seen, die Palmen und Orangenbäume, den stillen, hohen Wald. Aber nach einiger Zeit wird mir klar, daß ich Realist und kein Romantiker bin. Meine Aufgabe kann nur dies sein: ich muß mir mehr und mehr darüber klarwerden, warum ich die Staaten verließ, oder, an einem denkwürdigen Tage werde ich zur Station rennen und mir ein Billett nach New York kaufen. Ich werde die Freiheitsstatue mit einem melancholischen Lächeln begrüßen, aber ich nehme an, ich werde dann wirklich verstehen, daß es Freiheit niemals und nirgendwo wirklich gab und daß der amerikanische Versuch sie in die Wirklichkeit umzusetzen (obwohl es nicht gelang) einer der grandiosesten und überzeugendsten Versuche in der Geschichte der Menschheit gewesen ist.





Kapitän Kuckjohns Lautgedicht

Hamschoi namango saben
 samanufao tabalu ifsoto knai
 iftamanpo lamatogo intao
 okama okama

palaffo katanga otamba tznaro nschapato
 tznaro sucko latnzatampan
 okama okama

pntrfui kschnai ksch
 simpototo oknap
 patagai patnoi entopr
 opischl otischl okrr
 okama okama



(Quasi als Fußnote)

Gestern ging ich die Straße entlang zum Hafen
 Da wo die leeren Straßen die Wellen umfassen, sah ich
 die Schiffe, Schalen in Grau getaucht, angebundene
 Behälter, die einst dem Weitem zustrebten, aber
 nun der Enge verwandt sind.
 Auf den Luken der Schiffe schlafen die Steuerleute,
 die des Steuerns müde sind. Was hilft es, zu steuern,
 wenn man steuerlos ist.

Die Schiffe sind festgebunden wie Hunde, sie haben
 Häuschen auf ihren Grund gebaut, so lange der Grund
 reicht. Irgendwo, außen und innen schlafen die Männer.
 Dem Außen und Innen entronnen, deckt sie der Schlaf.
 Aus den Schlafdecken, den verschwitzten, wickelt sich
 der Kapitän Kuckjohn.





Letztes, zugleich erstes und unwesentliches Kapitel

Ich gehe durch Berlin wie durch einen Regen, die Menschen sehen mich an, ohne mich gesehen zu haben, ich stehe vor den Schaufenstern wie vor Löchern, hinter denen eine graue nichtssagende und schreckliche Ebene liegt, in der die Kinder sich verirren und die Menschen aus Überdruß an sich selbst zugrunde gehen müssen.

Berlin ist ein Nichts, das mehr sein möchte als sehr viel. Eine Luft schlägt mir entgegen, hunderte Mal verbraucht, erzeugt nicht von Wind, Meer und Bergen, sondern von der Zentralheizung einer Intellektualität, die ihre Clownerien ernst nehmen muß, da sich die Zuschauer, die der Pointe zulachen sollten, zu ekeln beginnen.

Es ist nichts mehr, ein ödes und trauriges Chaos, das in der Schnelligkeit der Verwandlung Originalität vortäuschen will, deren Sinn nicht einmal diejenigen verstehen, die als verantwortliche Leiter der Mise en scène mehr sein sollten als imitierte Dollarmaker.

Man ist dabei, Amerika zu imitieren und weiß von einem Lande, das nicht mehr als den Namen hergeben kann, ebensowenig wie von Frankreich, das man vor einem Jahrhundert mit größerem Talent nachzuahmen wußte. Es ist die Brutalität, der man einen Namen geben muß und der man mit der Geschäftsmarke Amerika eine Gebrauchsfertigkeit sichern will, die einer uralten Eigenschaft den Reiz der Neuheit geben soll.

Was wissen diese Leute von Amerika, deren Geschäftigkeit sie nachäffen, die in einer neunklassigen Schule vor den Gipsbüsten Goethes und Schillers trotz allem und allem einen Weg der Geistigkeit ahnen durften, der in Hollywood, wie modisch und up to date es sich gebärde, nicht erraten wird.





Nie hat ein Land den Weg einer Niederlage schneller und williger fortgesetzt als Deutschland, das immerhin Grund hätte, der Menschheit zu zeigen, daß man Lücken der Begabung mit gutem Willen zu decken imstande ist. Solange ich denken kann, ist mir der Gedanke, fortzugehen, sich loszumachen, nicht teilzuhaben und nicht mehr hinzusehen, sympathisch gewesen, ich wollte der Formlosigkeit, die ein Gesicht der Charakterlosigkeit ist, nicht einmal mehr den Vorwand meiner Person geben, mit dem Kauf einer Fahrkarte kam eine Entspannung über mich, von der ich vor Zeiten eine Heilung erwartete. Es sind nicht die schlechtesten Deutschen gewesen, die die Geistigkeit des Volkes, dem man nicht angehören kann, ohne von dem Gefühl der Verlassenheit überwältigt zu werden, im Ausland zu begreifen versuchten. Aber was waren das für Zeiten, als Heine nach Paris fuhr – was waren das für Zeiten brennenden Eifers für eine geistige Ordnung der Dinge im Vergleich zu dem, was wir heute erleben, wo die Gemeinschaft das idealisierte Ziel einer Organisation geworden ist, wo die Zerspaltenheit der materiellen und geistigen Akzente einem Zustand der Hölle entspricht, den zu beschreiben ein mittelalterlicher Fanatist erst erfunden werden mußte. Und dabei der Fortschritt; der Fortschritt schreitet von Tag zu Tag wie eine Prozession (deren Heiligenbilder Reklametafeln sind) wie ein Bataillon von Soldaten, in deren Stechschritt Angriff und Abwehr rhythmische Gestalt geworden ist. Bei alledem, bei der höllenhaften Tiefe der moralischen Haltung, bei der chaotischen Verlogenheit der Menschen und Meinungen, bei der kaum gezähmten, stündlich zu neuem raubtierhaften Beginnen bereiten Barbarenkraft unseres Zeitalters, die im Upercute und im Magenhacken ein Symbol gefunden hat, an das das Werk eines Künstlers an Schlagkraft nicht heranreicht, bei der Auflösung aller Werte, die Familie, Staat, Freundschaft und jedes menschliches Regem gleichmäßig in gleicher Weise ergriffen hat, findet man Lust und





Freude daran, sich den Fortschritt täglich, stündlich und minütlich mit allen Mitteln der Technik zu attestieren.

Ich frage mich, was das bedeutet, was für einer Weltanschauung man gegenübersteht; der Gedanke an das, was ist und was kommen soll, läßt mich nicht mehr zur Ruhe kommen. In der gedanklichen Hetze, die von Ausflucht zu Ausflucht jagt, ist einem noch schrecklicher zumute als den Unglücklichen, die der Betrieb in eine tägliche Tretmühle treibt.

Was soll daraus werden? Was soll aus uns werden? Wir müssen zu den Fragen dringen, denen eine Kaffeehausclique den Kredit zu nehmen bemüht ist. Wir müssen uns entscheiden, in dieser Zeit kommt alles auf die Entscheidung an.

Kein Ort in der Welt regt mich zu solch intensivem Nachdenken über die Fragen der letzten Entscheidung an wie Berlin, in dem mir die Fratze einer entstellten Menschlichkeit entgegengrinst.

Was heißt ihnen Fortschritt? Wagt man ihm heute mehr zu widersprechen als einem Torquemada, hat man heute weniger Angst vor der Exkommunikation der Fortschrittlichen als vor der mittelalterlichen Verbannung der Priester, die nicht weniger eigensinnig und dogmatisch eine Weltanschauung zu besitzen behaupteten, deren letzter Sinn ihnen entging?

Vielleicht ist dieser Fortschritt nur die Illusion eines Verstandes, der sich in seinen Mitteln täuscht, der ein Ziel schafft, wo es auf eine Versenkung ankommt. Wenn Fortschritt eine Auflösung aller Werte mit sich bringt, an die sich das moralische Gefühl und der Geist eines Volkes klammern muß, um leben zu können, ist es vielleicht besser, den Rückschritt als den Fortschritt zu vertreten. China, sich in seinem Ahnenkult symbolisierend, vertrat jahrhundertlang den Rückschritt, es bot das Bild einer ruhigen geistigen Gemeinschaft und erst nach dem Besuch einer Reporterschar, deren Zeilenhonorar von der Geschwollen-





heit ihrer modischen Phrasen abhing, wurde es verdächtig, ohne Kultur zu sein.

Wenn ich durch das graue Berlin gehe, mache ich mir Gedanken, ob uns der Sozialismus helfen kann.

Ich glaube, daß er helfen kann, aber ich glaube auch, daß seine Hilfe nur eine beschränkte ist, denn das letzte Problem, das uns schlaflose Nächte bereitet, ist ein philosophisches.

Es ist wahr, eine Änderung der Welt ist notwendig, es wird nicht so weitergehen, daß sich Geld und Wohlhabenheit auf der einen Seite aufhäufen, während Elend und Armut die andere Seite bedrängen, mit einer zusammenfallenden Weltanschauung früherer Jahrhunderte muß ein Ausgleich der gesellschaftlichen Schichten kommen, die alle in gleicher Weise an dem Ertrag der maschinellen Produkte beteiligt sein müssen.

Es kann nicht mehr ertragen werden, daß eine Maschine, die in einigen Stunden den Bedarf einer Stadt befriedigen kann, für das Bankkonto einzelner Menschen arbeitet, wenn der natürliche Verlauf der Dinge keinen Ausgleich schafft, muß eine berufene Organisation handelnd eintreten, um zu bessern.

Es kommt auf eine Änderung der Welt an in dem Sinne, wie ein Arzt mit Skalpell und Pinzette zu einem Kranken geht, dem durch keinerlei Gebete oder Beschwörungen ein Abszeß wegzubringen ist, der auf die Hand des Chirurgen wartet.

Der historische Materialismus hat die Aufgabe des heilenden Arztes, er faßt die Dinge von außen an, er entdeckt und heilt Wunden, die eine wissenschaftliche Untersuchung feststellte, er ist berufen, die Welt zu heilen, soweit die Wissenschaft die Welt heilen kann.

Aber die Änderung der Welt ist nicht nur ein äußeres Problem, ebensowenig wie sie nur ein inneres ist, so wie ich mir durch keinerlei Gedankenkraft ein Haus bauen kann, dessen Entstehung natürlichen Gesetzen unterliegt, kann





keinerlei Hausbau dem Menschen das geben, worauf es ihm letzten Endes immer ankommen wird.

Rußland ist heute in der Lage der orientalischen Staaten, die sich gegen den Einbruch der Zivilisation mit zivilisatorischen Mitteln bewaffnen, es geht ihm nicht anders als Japan, das das Gewand des Westens annehmen muß, um nicht von dem Westen aufgefressen zu werden. Aber was wird werden, wenn das Gewand angenommen worden ist, wenn niemand mehr das verbürgte Recht hat, den anderen aufzufressen, zu töten und zu knuten, wie es sich der Zarismus erlauben konnte? Ist damit ein Zustand der Einigkeit hergestellt, wie ihn der theoretische Kommunismus ersehnt?

In diesem Augenblick wird sich zeigen, daß die Abschaffung von Kasten und Standesvorurteilen, die eine Bewußtmachung der Köpfe voraussetzt, nur den Wert einer intermediären Operation haben kann, in seiner ganzen Größe wird das Problem der Gemeinschaft, das nicht nur ein äußeres ist, vor der erschreckten Menschheit wieder aufstehen.

Jede Revolution ist eine Flucht in die Zeit, ein temperamentvolles Abschütteln von Zuständen, die nicht mehr erträglich sind, aber neben der Flucht in die Zeit hat die Flucht aus der Zeit die gleiche Berechtigung.

Eine Revolution, die neben der materiellen Vernichtung von Hindernissen nicht auch einen geistigen Weg aufzeigen kann, in dem und auf dem die ideelle Einigkeit einer Volksgemeinschaft sich herstellt, ist umsonst geschlagen worden.

Es ist die Illusion des Materialismus, davon zu leben, Hindernisse einzureißen, die geschaffen werden müssen, wenn sie nicht vorhanden sind. Der Fortschritt in seiner modischen Bedeutung lebt davon, daß er Etappen zu einem fiktiven Ziele aufzeigt, wobei er alle hundert Meter glaubhaft machen möchte, daß es nur einer kleinen Anstrengung bedarf, um mit der Aufschrift »Endlich erreicht« auf dem Gipfel der Bemühungen zu stehen.





Die ethische Rechtfertigung der Revolution geht zurück auf eine Beleidigung des Gerechtigkeitsgefühls, die einer sofortigen, wenn es sein muß gewaltsamen Sühne bedarf. Nur ein Schaf wird sich still verhalten, wenn ihm ein Rowdie auf der Straße eine Ohrfeige versetzt, aber es ist die Blindheit einer grob materiellen Auffassung, daß man aus der berechtigten Abwehr des Augenblicks eine dauerhafte Weltanschauung machen könnte. Es gibt keine protrahierten Revolutionen, es sei denn in den Köpfen von Kaffeehausliteraten, die daraus eine Pfründe für ihre Eitelkeit zu machen wünschen. Eine Weltanschauung, die die Menschheit in einem Zustand dauernder Revolution halten möchte, geht von dem grundlegenden psychologischen Fehler aus, daß der Sinn jeder Gemeinschaft die Verständigung über gewisse wirtschaftliche und geistige Formeln ist, welche einen Ruhezustand voraussetzt und fordert.

Die Feindschaft gegen das Beruhigte geht von Menschen aus, die selbst vollkommen abgelöst vom Boden und der Tradition, die Bürgerlichkeit mehr zu fürchten haben als die Bourgeois, deren Verhöhnung ihnen literarische Einkünfte verschafft.

Eine Revolution ist berechtigt, solange die Gemeinschaft ihrem Zorn einen Ausdruck zu geben hat. In einer Nacht kann guter Wille, wie Frankreich gezeigt hat, die Vorurteile und Vorrechte von Jahrhunderten abschaffen, eine protrahierte Revolution arbeitet der Gewinnsucht in die Hand, indem sie durch die Etappen ihrer Forderungen, durch die Fiktivität ihrer Ziele einen Zustand schafft, in deren ungeistiger und notwendig grobmaterieller Atmosphäre der Ausbeuter, der reine Sinnenmensch, das herabziehende Element der Menschheit die beste Nahrung findet. Ich glaube nicht, daß der historische Materialismus so viele geistige Reserven hat, daß er dem Ausbeutertum, das wie Amerika zeigt mit der Abschaffung aller Standesvorurteile lustig fortexistieren darf, beizukommen imstande ist. Es müssen ganz neue geistige Mittel gefunden werden, die





Welt muß geändert werden, aber mit anderen Mitteln als die zeitlich erschöpfte Bedeutung von Marx und Engels ahnen kann.

Eine wahrhafte Revolution kann nur den Sinn haben ein Volk zu den Gründen und Abgründen seiner Herkunft und seiner ursprünglichen Kräfte zurückzuführen. Es geht einem Volke genau so wie einem Menschen, der in der Rekonvaleszenz erstarrt, nachdem man ihn von dem bedrohenden Tumor befreit hat, der erkrankte Körper besinnt sich auf seine Gesundheit und Wohlbefinden schaffenden Kräfte, selbst die erstarrte Schulmedizin hat erkannt, daß ihre Aufgabe nur eine assistierende sein kann. Ebensovienig wie ein Arzt einen neuen Menschen schaffen kann, kann eine Revolution oder eine revolutionäre Weltanschauung ein neues Volk schaffen, ihre Aufgabe kann nur eine assistierende sein. Der ärztliche Grundsatz des »Nihil nocere« gilt hier wie überall, wo man begriffen hat, daß sich die Dinge der Welt nicht nur nach einer menschlichen, sondern auch nach einer kosmischen Ordnung bewegen.

Es ist der Grundfehler unserer radikalen Literaten, daß ihre Absichten nicht auf die Eigentümlichkeit des Volkes zurückgreifen, sondern wie Wagner im Faust, ausgehend von ihrer eigenen Abgelöstheit einen Volks-Homunkulus schaffen wollen. Sie müssen daran scheitern, daß sie ein Volk aus dem Nichts heraus ändern wollen.

Ich glaube an den intelligiblen Charakter eines Volkes, der sich nur mit der Beseitigung des Volkes selbst wird beseitigen lassen, dieser Charakter hat eine schicksalhafte Aufgabe, die man empfinden muß.

Es gibt eine nationale Revolution und eine internationale Revolution, ich glaube nicht, daß man die eine tun kann ohne die andere zu lassen.

Nach der Erledigung der materiellen Operation muß eine geistige Arbeit einsetzen, die die Völker auf ihre wirklichen Kräfte zurückführt und bemüht ist, eine geistige Wertskala aufzustellen, in dem Sinne, daß nicht der mächtigste Mann





den Staat leitet, sondern der wertvollste, der menschlich einsichtigste, der produktivste. Die Geldmänner müssen durch die Geistmänner besiegt werden.

Ich weiß, daß mir die Lärmenden, die sich an der Spitze der Dinge fühlen, sofort einwenden werden, daß Platon, daß Kurt Hiller, daß andere seit langem etwas derartiges versuchen, ohne zu einem Ende kommen zu können. Es wird mich nicht hindern auszusprechen, daß man in einer Gemeinschaft nicht leben können, die geistige Werte vernachlässigt, indem sie unter dem Deckmantel der Kultur der Quantität, dem rechnerischen Element und einer falschen Animalität huldigt.

Unser aller Tun ist sinnlos, solange nicht eine geistige Gebundenheit vorhanden ist, eine Skala der Werte, eine Tradition, die von innen her zu ordnen sucht und dem schaffenden Menschen seinen Rang anweist.

Die Tatsache, daß der Händler besser lebt als der produktive Mensch ist neben einer Tarifffrage eine Frage des Wertakzentes, es kommt darauf an, daß der handelnde Mensch im Werte gegenüber dem produzierenden Menschen zurücksteht.

Der Amerikanismus, den Deutschland im Begriff ist, mit wenig Erfolg zu imitieren, ist die Weltanschauung von der Prävalenz der Ökonomik, sie muß zu neuen Katastrophen führen. Das, was sie unter Rationalisierung, Maschinisierung, Technisierung versteht, gehört jener pervertierten Auffassung an, die die menschliche Ordnung über die kosmische Ordnung stellt, es ist die Domäne des Varieté und der Mode, die den geistigen Menschen zu einem Angestellten eines Reklamebüros machen will.

Die Frage nach einer deutschen Wertskala ist deshalb so unendlich schwierig, weil Deutschland fast das einzige unter allen zivilisierten Völkern ist, welches ohne Tradition lebt, ja aus seiner Traditionslosigkeit Lebensberechtigung geschöpft hat. In Deutschland, das unter jahrhundertalten Sünden leidet, muß alles neu statuiert werden.





Solange ich denken kann, ist mir die Freiheit, des einzelnen Menschen das höchste Gut, die Entwicklung der Dinge treibt aber dahin, daß die Freiheit des einzelnen immer mehr in dem Betriebe versinkt.

Wenn Kollektivismus bedeutet, daß die Verantwortung des Einzelnen auf den Betrieb übergeht, bin ich gegen den Kollektivismus, weil ich glaube, daß eine wirkliche Gemeinschaft nur eine Gemeinschaft von freien Menschen sein kann. Es kann sich nur darum handeln, daß jeder Mensch nicht und nirgendwo seine Verantwortung abladen darf, nur mit dem vollen Tornister seiner Verantwortung wird sein Leben zu seiner und anderer Zufriedenheit leben können.

Wenn diese Zeit degeneriert ist oder wenn, wie Spengler behauptet, das Abendland untergeht, so kann dieser Untergang nur darin bestehen, daß niemand mehr eine Verantwortung tragen will.

Die ganze Kultur und Traditionsfrage wird zu einer Frage der Verantwortung, der beste Staat wird so eingerichtet sein, daß niemand seiner Verantwortung entgehen kann. Die Verantwortung muß einen schicksalhaften Wertakzent bekommen, wenn eine Gemeinschaft wirklich leben soll, es darf keine Anonymität der Verantwortung mehr geben.

In einer kulturellen Gemeinschaft kann die Verantwortung des einzelnen an der Tradition geprüft werden, die Idee des einzelnen ist der Idee der Gemeinschaft verantwortlich. Die Gemeinschaft in der Idee ist von allen Standesunterschieden unabhängig, sie kann von keiner ökonomischen Revolution geschaffen werden.

Vielmehr ist eine Revolution in ihrem Gelingen von der ideellen Parole abhängig und die russischen Führer wußten sehr wohl, daß sie ohne den Begriff der nationalen Gemeinschaft keine der notwendigen Reformen hätten durchführen können.

Was heute die Welt versklavt, ist ein überall gleichmäßiger Prozeß, der von einer Weltanschauung ausgeht, die das Rationale über das Gefühlsmäßige setzt. Was bei den





orientalischen Staaten, Rußland eingeschlossen, eine Notwendigkeit ist, wird bei uns zu einer Katastrophe führen. Was für Rußland gut ist, kann für Deutschland ebenso wenig gut sein als das, was Amerika vorwärts treibt. Wir müssen uns auf unsere eigenen Mittel besinnen.

Der Betrieb schlägt den Menschen tot, das ist der Sinn des heutigen Untergangs, man muß den Betrieb mit gefühlsmäßigen Mitteln überwinden, das ist der Sinn einer wahren Revolution.

Hinter dem Betrieb muß der Mensch mit seiner Verantwortung wieder zum Vorschein kommen.

Kollektivismus und Individualismus sind Schlagworte, deren Bedeutung man heute kaum noch feststellen kann, es kommt darauf an, den Weg zu zeigen, wie man zu einer wirklichen Gemeinsamkeit kommen kann.

Dieses höchste Ziel, dessen Namen der offizielle Sozialismus nicht selten mißbraucht hat, kann nur durch eine Erweiterung der Pflichten, der Verantwortung und damit der Freiheit des einzelnen zustande kommen. Erst wenn der einzelne seines Wertes bewußt ist, wird er der Gemeinschaft anhängen, umgekehrt wird er (der menschlichen Natur entsprechend) in stetem Gegensatz zu einem Staatsbetrieb stehen, der die Verantwortung des einzelnen durch die Verantwortung einer Bürokratie ersetzen will. Die Verantwortung des geistigen Menschen besteht darin, so zu handeln, wie er denkt.

Nachdem ich vier Jahre in einem Betrieb tätig gewesen bin, habe ich erkannt, daß ich ohne schwere Schädigung meines Charakters und ohne Verletzung der geistigen Prinzipien nicht mehr an diesem Betrieb teilnehmen kann.

Das Erlebnis begann mit einer Unruhe, die sich täglich verstärkte, ich wurde »nervös«, schließlich böse, ich merkte, wie langsam und sicher die mir angeborene Werteskala pervertiert werden sollte.

Es ist das Elend des Angestelltseins, daß man der eigenen Verantwortung entwöhnt wird, der angestellte Mensch





darf keine Verantwortung haben, wenn er sich im Sinne des Betriebes benehmen will. Der Betrieb saugt alle Verantwortung aus ihm heraus, so daß nur das Interesse an seinem Lohn übrig bleibt. Es ist unmöglich, daß Bäder, Spielplätze und Gelegenheit zu gymnastischen Übungen die Verantwortung ersetzen können, die der Betrieb dem Angestellten fortnimmt. Es ist ein Zeichen dieser Zeit, daß sie Verantwortungslosigkeit mit einem immer größer werdenden Komfort verbindet, man kann fast sagen, daß der Komfort und das Gefühl für Verantwortung reziproke Werte sind.

Der einfache Mensch läßt sich mit Tennisplätzen und solchen Dingen sehr leicht fangen und sieht dabei nicht, daß man ihm das Beste vorenthält. Die Verkäuferinnen lassen sich gern Hantel schwingend auf den Dächern der Warenhäuser photographieren und sie meinen, diese Neuerung, die sie vor den Verkäuferinnen der vorigen Generation voraus haben, garantiere ihnen eine neue Freiheit. Ich habe nicht die geringste Lust, eine Hantel schwingende Verkäuferin zu sein, obwohl uns täglich neue Tennisplätze angeboten werden. Obwohl das Leben für den Angestellten immer bequemer wird und es fast eine Lust ist, angestellt zu sein, habe ich keine Lust Sicherheiten gegen Unfreiheiten einzuhandeln.

Ich kann deshalb nicht mehr angestellt sein, weil ich die zu nahen Katastrophen führende Weltanschauung dieses Fortschritts nicht mehr mitmachen kann.

Es gibt ein Anstandsgefühl, das dann, wenn alle anderen Urteile versagen, in seine Rechte tritt. Es ist für mich auf die Dauer unerträglich zu sehen, wie Menschen, die den falschen Weg gehen, mit geschwollenen Phrasen behaupten den richtigen zu beschreiten. Es ist die moralische Propaganda des Ökonomismus, die mir sterbensübel macht.

In seiner intellektuellen Nacktheit zeigt sich die Reisevertreterseele unserer Zeit in dem, was sie Reklame nennt, niemals solange diese Welt steht, hat sich die absolute





Bedeutungslosigkeit, die moralische Pervertierung, der gemeine Sinn, die verbrecherische Geldgierpsyche so dekuvriert, wie in den Reklamen, für die eine stattliche Anzahl von Menschen arbeitet, die das Prädikat des Künstlers mißbraucht.

Die rüpelhafte Unverfrorenheit, mit der hier geistige Werte benutzt werden, um als Vorspann für den Absatz von Gebrauchsgegenständen zu dienen, wird noch die spätesten Jahrhunderte gegen eine Epoche aufrufen, die sich in fortschreitenden Wahnsinnsanfällen für die beste aller Zeiten hält.

Ich kann nicht mehr in einem Betriebe arbeiten, weil ich die Reklame wittere, die mit mir gemacht werden muß, damit sich der Betrieb rentiere. Ich muß aus dem Betrieb heraus, um in eine neue wirkliche Gemeinschaft hineinzufinden.

Ich will eine Reise machen, um die Flucht in die Zeit in eine Flucht aus der Zeit zu verkehren, aber ich bin mir der Halbheit dieses Mittels wohl bewußt.

Wenn man es sich vorgesetzt hat, absolut ehrlich zu sein und die Wahrheit als oberstes Prinzip zu betrachten, muß es erlaubt sein, von sich selbst zu erzählen. Ebenso wie man in einer Gemeinschaft nur durch den einzelnen zu einer Gemeinschaft kommen kann, kann man, wenn man sich selbst gegenübersteht, nur durch eine Lösung der Spannung und Hemmungen des innersten menschlichen Kernes zu einer Leistung gelangen.

Man kann im Grunde immer nur von sich erzählen, alle Objektivität hat einen Anstrich von Verlogenheit, die noch so hochgestelltes Pathos zu übertönen nicht im stande ist.





Nachwort

»Die Kühe sitzen auf den Telegraphenstangen und spielen Schach« – mit solchen und ähnlich verblüffenden Versen, ausgemalt als *Phantastische Gebete*, verblüffte Richard Huelsenbeck zu Ende des I. Weltkriegs das Berliner Publikum. Aus der Schweiz, wohin er 1916 als Pazifist emigriert war, brachte er 1917 den Namen der neuen provokativen, als Bürgerschreck sich gerierenden Kunstbewegung DADA an die Spree retour und spielte hier in der aufgewühlten literarischen Szene eine wichtige Rolle. Hier hielt er die *Erste Dadarede in Deutschland*, beteiligte sich an verschiedenen DADA-Unternehmungen und DADA-Publikationen, gab 1920 im *Erich-Reiss-Verlag* den *DADA Almanach* heraus, die bis dahin umfanglichste Publikation des DADAismus überhaupt, stimulierte andere Autoren, die in ähnliche Richtungen tendierten, und war mit *En avant dada. Eine Geschichte des Dadaismus* und *DADA siegt! Eine Bilanz des Dadaismus*, beide ebenfalls 1920 publiziert, der erste Chronist dieser sich breit und breiter ausstreuenden Bewegung. Hier schloß er nach dem Endes des II. Weltkriegs gegen die Scheiterhaufen-Aktionen der Nationalsozialisten an und übernahm durch zahlreiche Publikationen bis hin zu *DADA. Eine literarische Dokumentation*, die 1964 im *Rowohlt-Verlag* herauskam, noch einmal eine ähnliche Mittlerfunktion. Richard Huelsenbeck wurde am 23. April 1892 im hessischen Frankenau als Sohn eines Apothekers geboren; die Familie als solche war jedoch westfälischer Herkunft. Auf sie verweist er mit seinem, unsere Dokumentation eröffnenden Beitrag, in dem er festhält, dass er der Bibliothek des Großvaters und diesem selbst, der gelegentlich das eine oder andere Poem zu Papier brachte, erste literarische Anregungen und ihnen folgende Elaborate sowie letztlich sogar das höchst persönliche Bekenntnis »Meine Feder ist meine Welt« zu danken



gehabt habe. Er frequentierte die Volksschule in Bochum und wechselte vom dortigen Gymnasium ans *Arnoldinum* in Burgsteinfurt, nahe Münster.



Der Schüler Richard Huelsenbeck

Das Studium der Medizin, Philosophie, Kunstgeschichte und – beiläufig – auch der Germanistik eröffnete er in München, wechselte nach Paris, um sich nachfolgend in Münster einzuschreiben. Wie zahlreiche andere junge Literaten geriet er in Berlin unter expressionistische Einflüsse; erste profilierte lyrische Arbeiten erschienen ab 1914 in der von Franz Pfemfert herausgegebenen Zeitschrift *Die Aktion*, darunter in eigenwilliger Kontur Verse wie:

Wir kennen nicht die Sterne und die Nacht
Und nicht den Nebel, der sich wiegt auf Gräften.
Wir wiegen uns in unseren fetten Hüften
Die Zimbel klittert und die Pauke kracht.



Wir schlafen bei den Weibern, die verderbt.
Gefängnisgitter waren oft herabgelassen
Und öfter klang die Peitsche der Kawassen.
Die Väter haben heulend uns enterbt.

Wir sind der Wolf, der um die Plätze weht,
Auf Opfer lauend und um Blut zu trinken.
Die Frösche knallen. Polizisten hinken.
Ein fetter Priester seine Backen bläht.

Wir wissen nicht, ob wir auch einmal enden.
Paris? Berlin? Es ist uns alles gleich.
Wir hämmern mit den giftgeschwoll'nen Händen
Uns unser großes Himmelreich.

Derlei Verse stehen eindeutig in einer gewissen Nähe zum Stilgestus Georg Heyms oder Alfred Lichtensteins als zentralen Expressionismus-Protagonisten; etwas später wird Walter Mehring, der seinerseits zeitweise mit dem DADAismus verquickt war, seine anarchistischen Landstreicher-Poesien präsentieren. – Etwas von der hier vorgeführten Desillusion ließ sich zugespitzt in Auflehnung und Empörung ummünzen. Gerade auch bei Huelsenbeck ist deshalb zu beobachten, dass der expressionistische Ausgangspunkt, obwohl er bald der Kritik unterworfen werden sollte, eine klar konturierte Basis für spätere künstlerische und politische Engagements lieferte. Hier wie dort war das Ziel der Attacken der Spießler, »der Bürger, der Dicksack, der Freßhals, das Mastschwein der Geistigkeit, der Türhüter aller Jämmerlichkeiten«, wie 1917 die Zeitschrift *Neue Jugend* formulierte. Durch seine enge Verbindung mit dem Züricher *Cabaret Voltaire* als dem eigentlichen Geburtsort der DADA-Bewegung auf der einen und ihrer Berliner Fortsetzung und Filiation als *Club DADA* auf der anderen Seite ist Richard Huelsenbeck die einzige echte grenzüberschreitende Figur dieses für die Moderne des 20. Jahrhunderts so zentralen





Movements. Eng liiert mit Hugo Ball, den er über die von diesem gemeinsam mit Hans Leybold herausgegebene Zeitschrift *Revolution*, in der es zu seiner ersten Publikation überhaupt kam, bereits 1913 in München kennen gelernt hatte, ist er dann 1916 nach eigener Ausführung sogar der Miterfinder des so verblüffenden, provokativen und zugleich so charakteristischen Namens »DADA«. Obwohl sich zeitlich parallel und späterhin auch andere Mitakteure durch variierende oder gar abweichende Versionen dieser Namens-Kreation in Szene zu setzen suchten, hielt er in seinen eigenen Erinnerungen unter dem Titel *En avant dada* an seinen Berichten fest:

Das Wort Dada wurde von Hugo Ball und mir zufällig in einem deutsch-französischen Diktionär entdeckt, als wir einen Namen für Madame le Roy, die Sängerin unseres Cabarets, suchten. Dada bedeutet im Französischen Holzpferdchen. Es imponiert durch seine Kürze und seine Suggestivität.

Nach einer anderen Version heißt es, er habe eben einen besoffenen Studenten aus dem *Cabaret Voltaire* geworfen gehabt, als Hugo Ball auf ihn zutreten sei und ihn wie folgt angefahren habe:

»Da ... da siehste, wo das hinführt!« »In diesem Moment«, fügt er mit Blick auf sich selbst hinzu, »lud mir das Geschick eine Verantwortung auf, die ich bis heute nicht abzuschütteln gewagt habe. Ich begriff den Dadaismus«.

Auch schon 1913, also zeitlich unmittelbar parallel zum Aufenthalt in München, erschienen in der kurzlebigen Literaturzeitschrift *Neues Leben* sowie im *Deutschen Studentenbuch* – hier mit noch eindeutig neuromantisch-jugendstilhaften Titeln wie *Venedig*, *Gebet* und *An die Nacht*





– weitere Texte Huelsenbecks, die auf ihre Weise belegen, dass unter der auf folgenden Parole DADA kein bloßer Etikettenwechsel, sondern ein radikaler Wandel der literarischen Produktion stattfinden sollte. Ihn zu fixieren, ist es wichtig, den Kontext zu umreißen, in dem Huelsenbecks Züricher Aktivitäten angesiedelt sind. Er selbst hat darauf hingewiesen, dass ein afrikanisches Negerlied mit immer wieder einsetzendem »Umba! Umba!«, wozu er heftig die Kesselpauke geschlagen habe, sein spezielles Kampflied gewesen sei. Hugo Ball hat darauf hingewiesen, dass DADA eben nicht nur als »L'art abstrait« antrat, sondern einen »ganz bestimmten politischen Charakter« annahm, Simultaneität und Bruitismus pflegte und der Lautposie eine eigene Initialfunktion zuwies. Als Züricher Mitakteure traten neben Ball und der mit ihm liierten Emmy Hennings weiter an zentraler Stelle Hans Arp und Sophie Taeuber, Marcel Janco, Tristan Tzara und Francis Picabia in Erscheinung. Dabei war man sich bewusst und argumentierte auch so, dass als Anstoß für die apostrophierten simultanistischen und bruitistischen Tendenzen als eigentlicher Stimulus der italienische Futurismus und sein Hauptakteur F.T. Marinetti anzusetzen waren.

August/September 1916 erschienen Huelsenbecks Gedichtbände *Schalaben schalabai schalamezomai* und *Phantastische Gebete*. Sie nehmen spezifische Neufindungen der Züricher DADAisten auf und geben ihnen ihre spezifische Kontur. Das einleitende, mit *Ebene* überschriebene Poem kommt gleich in den ersten Zeilen auf den herausgestellten poetologischen Begriff des bruitistischen Gedichts und den zentralen Terminus DADA zu sprechen und konkretisiert sie in charakteristischer Weise durch ihre prompte Einlösung wie folgt:

Schweinsblase Kesselpauke Zinnober cru cru cru
Theosophia pneumatica
die große Geistkunst=poème bruitiste aufgeführt



zum erstenmal durch Richard Huelsenbeck DaDa
oder oder birribum birribum saust der Ochs im Kreis
herum oder
Bohraufträge für leichte Wurfminen-Rohlinge
7,6 cm Chauceur
Beteiligung Soda calc. 98/100 %
Vorstehund damo birridamo holla di funga qualla di
mango damai da dai umbala damo
brrs pffi commencer Abrr Kpppi commence Anfang
Anfang sei hei fe da heim gefragt
Arbeit
Arbeit
brä brä brä brä brä brä brä brä
sokobauno sokobauno sokobauno
Schikaneder Schikaneder Schikaneder
[...]

Am radikalsten in dieser Hinsicht gerieren sich zum Ende der Sammlung hin die beiden mit *Chorus sanctus* und *Die Primitiven* überschriebenen Kurztexte; speziell ersterer präsentiert sich ganz und gar abstrakt nur noch als geometrisches Viereck und als solches angeordnete Lautpoesie. An die Stelle der Illustrationen Hans Arps in der Erstauflage traten in der auf 1920 datierten Zweitaufgabe der *Phantastischen Gebete* grafische Arbeiten von George Grosz – sichtbares Zeichen dafür, dass der Autor zwischenzeitlich zurück von Zürich nach Berlin gewechselt ist. Unter den neu hinzukommenden Gedichten ist das grotesk gebrochene *Ende der Welt* mit folgendem markanten Einsatz hervorzuheben:

Soweit ist es nun tatsächlich mit dieser Welt
gekommen
Auf den Telegraphenstangen sitzen die Kühe und
spielen Schach
So melancholisch singt der Kakadu unter den Rücken
der spanischen



Tänzerin wie ein Stabstrompeter
und die Kanonen jammern
den ganzen Tag [...]

Mündlich und schriftlich transferierte Huelsenbeck die Programmatik des Züricher DADAismus und fand in Raoul Hausmann einen Autoren- und *Aktions*-Freund in gleicher Richtung. Ebenfalls mit von der Partie war der Oberdada Johannes Baader, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits durch seine spektakuläre Aktion im Berliner Dom in Szene gesetzt hatte, mit der er den Oberhofprediger Dryander durch seine Frage, was ihm denn Jesus Christus bedeute, und der selbst erteilten Antwort provozierte: »Doch höchstens eine Wurstsemmel!« Mit diesen beiden zusammen unternahm er im Frühjahr 1920 eine Vortragsreise nach Dresden, Leipzig, Teplitz-Schönau und Prag; zu ihr merkt er an:

Wir begannen in Leipzig, da wir von der richtigen Vorstellung ausgingen, dass alle Deutschen Sachsen sind, womit, wie mir scheint, genug gesagt ist. Wir fuhren dann nach Böhmen, wo wir am 26. Februar in Teplitz-Schönau vor einem Publikum von Narren und Neugierigen auftraten [...]. Die Tschechen wollten uns verprügeln [...]. Die Zeitungen hatten Wochen vor unserer Ankunft eine DADA-Monster-Reklame gemacht, und die Erwartungen konnten nicht höher gespannt werden. Man glaubte offenbar, die lebenden Kühe würden aus dem Himmel fallen – auf der Straße bildete man Kordon hinter uns, brüllte rhythmisch DADA, auf den Redaktionen zeigte man uns zuvorkommend die Revolver, mit denen man am 1. März abends unter Umständen auf uns zu schießen gedachte.

Retour in Berlin organisierte man die *Erste internationale DADA-Messe*. 1920/21 erschienen Huelsenbecks Novellen-





sammlungen *Azteken oder die Knallbude* und *Verwandlungen*; ihnen folgte zeitlich dichtauf der Roman *Dr. Billig am Ende*, der es 1973 und 1992, also viele Jahre später, noch einmal zu gleich zwei Neuauflagen bringen sollte. Er lässt sich inhaltlich seinem Thema und seiner Tendenz nach wie folgt fixieren:

Gegenüber der Geste des müden Menschen in der expressionistischen Literatur sprudelt bei ihm das Leben der Dinge und der Menschen geradezu über. Alle Beteiligten sind mittendrin im Leben, in der action des dumpfen Überlebens. Dr. Billig schaut der zynischen Grausamkeit einer Epoche voll ins Gesicht. Im Strudel der Verwicklungen strauchelt er, auch bei seiner Frau Margot vermag er keine Ruhe zu finden. Er scheitert und geht am Gebrüll der verlogenen Welt zu Grunde.

Bereits 1919/20 schloß Huelsenbeck sein Studium der Medizin ab, absolvierte 1922 ein praktisches Jahr als Assistent in Danzig und erhielt 1924 die Zulassung als praktischer Arzt. Prompt startete er gleich im selben Jahr als Schiffsarzt auf dem Frachtdampfer *Brasilia* nach Ostasien, ließ anschließend an Bord eines Passagierdampfers eine Umrundung Afrikas folgen und kam auf diesem Weg zu seinen Reisebüchern *Afrika in Sicht* und *Der Sprung nach Osten*, zu denen zurück wiederum der Roman *China frisst Menschen* von 1930 eine Brücke schlug. Seine Seefahrer-Berichte sind sowohl auf die interessanten Beobachtungen, die sich am Wasser-Vehikel als solchem und gleichermaßen unter der Besatzung und den Passagieren an Bord machen ließen, wie auf die Ziel- und Zwischenziel-Orte fixiert, an denen es erlaubt war, an Land zu gehen, sich umzusehen und Eindrücke zu sammeln.

Die ganzen 1920er- und 30er-Jahre hindurch entfaltete Huelsenbeck eine reichhaltige, interessant differenzierte journalistische Tätigkeit – in besonderer Weise zentriert auf





Berliner Zeitungen und Zeitschriften wie *Vorwärts*, *Börsen-Courier*, *Tageblatt*, *Weltbühne*, *Literarische Welt*, aber auch Zeitschriften-Magazine wie *Uhu* und *Querschnitt*. Frühjahr und Sommer 1931 weilte er als Korrespondent der *Berliner Illustrierten* in USA, wohin er 1936 definitiv emigrierte. Er nannte sich fortan Charles R. Hulbeck und gründete in New York als amerikanischer Staatsbürger eine psychiatrische Praxis, die publizistisch bis in die 1950er-Jahre nachwirken sollte, wie die medizinische Abhandlung *Sexualität und Persönlichkeit. Entwicklung und Bedeutung mentaler Heilmethoden* (1959) und die Auszeichnung mit dem *Binswanger-Preis* für einschlägige Beiträge zur existenzialistischen Psychiatrie im Jahr 1969 zeigen. Ihren literarischen Niederschlag fanden die amerikanischen Exiljahre in einer Sammlung von Gedichten mit dem Signaltitel *New Yorker Kantaten*, die 1952 in Paris und eben New York herauskam; ihr folgte nur zwei Jahre später als weitere Lyrikpublikation *Die Antwort der Tiefe* und ihr wiederum 1957 das Memoirenbuch *Mit Witz, Licht und Grüte. Auf den Spuren des Dadaismus*. Bereits Ende der 1940er-Jahre hatte Huelsenbeck neben seinen literarischen auch seine zeichnerischen und malerischen Talente entdeckt und in gleich mehreren Galerieausstellungen in New York und Paris unter Beweis gestellt.

Er atme endlich wieder freie Luft, bekannte Huelsenbeck in Erinnerung an die Repressionen der NS-Zeit, denen gerade auch er nicht entkommen war, und die Freiheiten, die er in Amerika genießen durfte. Da die Parole DADA inzwischen auch hier Neugier geweckt hatte, lud man ihn gelegentlich zu einschlägigen Vorträgen ein. Daraus schloss er auf eine aktuelle Renaissance DADAs und argumentierte in diese Richtung auch in seinen Darlegungen, mit denen er sich nicht nur jenseits des Atlantiks zu Wort meldete, sondern auch diesseits in Erscheinung trat, wobei er keineswegs nur den Kontakt zur gehobeneren Presse jener Jahre wie etwa der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*





suchte, sondern mit Beiträgen in abseitigeren Organen zu überraschen wusste. Dies trifft beispielsweise für jenen mit *Nachtrag zu Dada* überschriebenen Artikel zu, der 1958 in der ebenfalls am Main lokalisierten Studentenzeitung *Diskus* erschien, mit der er ein jüngeres Lesepublikum erreichte, das seinen Hinweis aufnahm und in eigene Aktivitäten umsetzte. In ihrem Rahmen hatte Huelsenbeck 1965 sogar einen bundesrepublikanischen Fernsehauftritt, den er mit Blick auf erinnerte Selbsterfahrungen mit *Wie ich DADA sehe* ausschilderte. Die eigene literarische Produktion allerdings stagnierte zunächst, erwachte aber wieder, als er – ebenfalls noch in den USA – eine Wiederbegegnung mit Hans Arp hatte, mit dem er in fruchtbarem Kontakt die Rückerinnerung an DADA Zürich pflegen und neue Impulse entwickeln konnte. Alles in allem, hielt er im Rückblick auf die Gänge seines transatlantischen Exils fest, habe er hier die besten Jahre seines Lebens verbracht.

Nach diversen Kurzbesuchen, die ihn unter anderem auch zurück nach Westfalen und hier gezielt in die Region zurückführten, in der er seine Kindheit verbracht hatte, kehrte Huelsenbeck Ende des Jahres 1969 definitiv aus dem amerikanischen Exil nach Europa zurück und siedelte sich mit seiner Frau Beate in der Schweiz an. Das Spezifische der Situation markiert ein wie folgt ausgeschilderter Aufsatz: *Reflections on leaving America for Good* (in deutscher Version: *Huelsendada kehrt zurück. Warum ich Amerika für immer verließ*). Zeitgleich entwickelten sich grenzüberschreitend über die bereits installierten Beziehungen hinaus zahlreiche Kontakte nach Deutschland hinüber, die sich mit markanten Vorträgen und Publikationen in Erinnerung gehalten haben. In einer Veranstaltung des *Verbandes deutscher Schriftsteller* referierte er 1970 in der *Berliner Akademie der Künste* über *DADA und die Revolution ohne Programm*; im April des Jahres 1972 veranstaltete die Dortmunder Stadtbücherei eine Ausstellung zu seinem 80. Geburtstag – und gerade mal einen Monat später sprach



er in München zum Thema *Dadaismus aus heutiger Sicht*. Drei Tage vor seinem 82. Geburtstag starb er am 20. April 1974 in Minuso im Tessin; am 11. Mai bestattete man ihn in der Dortmunder Gruft seiner Eltern und Großeltern.

Die hier vorgelegte Publikation versteht sich als ein Querschnitt durch das literarische Schaffen Richard Huelsenbecks in seinen zeitlich wie örtlich versetzten und doch kontinuierlichen Positionen. Natürlich steht dabei nach wie vor die Rolle, die er als Mitinitiator der DADA-Bewegung und ihr langjähriger Vermittler spielte, im Zentrum. Das Spektrum der Publikationen insgesamt aber ist breiter und umfasst neben der avantgardistischen Lyrik, Manifesten und sonstigen programmatischen Verlautbarungen auch relativ traditionelle Prosa, sogar Romane, Reiseberichte, kritische Essays und zahlreiche Rezensionen, die als solche eine eigene, mehrbändige Edition fordern würden. All diese Aktivitäten ließen sich nur ansatzweise dokumentieren. Weiterhin galt es, eine kleine Auswahl aus dem Fotomaterial zu offerieren, das die verschiedensten Lebenssituationen fixiert. Was es mit dem westfälischen Lebensbezug auf sich hat, erschließt sich gleich aus dem ersten Text der hier vorgelegten Sammlung, der auf die Eltern und Großeltern Huelsenbecks zu sprechen kommt: Der angerissene Bogen schließt sich mit dem Hinweis, dass sich der Sohn und Enkel – wie eben bereits festgehalten – ganz und gar schlüssig im Dortmunder Grab der Familie bestatten ließ.

Die hier vorgelegte Sammlung ist chronologisch angelegt, der Leser kann also von ihr aus auf die Biografie des Autors interpolieren; einzig der Schlusstext *Letztes, zugleich erstes und unwesentliches Kapitel* weicht davon ab: Er ist dem Reisebericht *Afrika in Sicht* entnommen und hat dort die Aufgabe, den Leser wirklich noch einmal auf den Start des Ganzen mit der Überschrift *Abfahrt* zurückzudenken, um ihm von dort aus die eine oder andere weitere Perspektive zu öffnen.

Karl Riha



Selbstbildnis (*Tuschezeichnung*, 1947)

Textnachweise

Das Elternhaus in Dortmund und Warum ich Amerika für immer verließ aus: *Reise bis ans Ende der Freiheit. Autobiographische Fragmente*. Darmstadt 1984, S. 21ff. u. S. 319ff. – *Disziplin der Gegenwart* aus: *Die Aktion*, Nr. 22 v. 30.05.1914, Sp. 472f. – *Der neue Mensch (I/II)* aus: *Neue Jugend* (Berlin), Mai 1915, S. 21f. – *Wir* aus: *Die Aktion*, Nr. 11 v. 14.03.1914, Sp. 237 – *Untergang* aus: *Die Aktion*, Nr. 1/2 v. 02.01.1915, Sp. 14f. – *Ein literarisches Manifest* aus: Reinhard Nenzel (Hg.): *Mit Witz, Licht und Grüte. Auf den Spuren des Dadaismus*. Hamburg 1992, S. 143 – *Capriccio* aus: *Die Aktion*, Nr. 9/10 v. 04.03.1916, Sp. 123 – *Schwebende* aus: *Die Aktion*, Nr. 3/4 v. 20.01.1917, Sp. 47 – *Schalaben schalabai schalamezomai. Verse von Richard Huelsenbeck mit 4 Zeichnungen von Hans Arp*. Zürich 1916 [= Kollektion DADA] – *Ebene, Baum, Flüsse, Der redende Mensch, Chorus sanctus, Die Primitiven, Das indianische Meer und die ganz rote Sonne, Die Kesselpauke, Der Zylindergiebel, Ende der Welt* aus: *Phantastische Gebete*. 2. erw. Aufl. Berlin 1920, S. 7-12, 13f., 16, 26 u. 28f. – *Erklärung* aus: *Dada. Eine literarische Dokumentation*. Hamburg 1964, S. 29f. – *Der Idiot* aus: Peter Schifferli u.a. (Hg.): *Die Geburt des Dada. Richtung und Chronik der Gründer*. Zürich 1957, S. 59f. – *Dada-Gedicht* aus: *Phantastische Gebete*. Zürich 1960, S. 56ff. – *Erste Dadarede in Deutschland* aus: *DADA Almanach*. Im Auftrag des Zentralamtes der deutschen DADA-Bewegung hg. v. Richard Huelsenbeck. Berlin [1920], S. 104-108 – *Verwandlungen*, Auszug aus: *Verwandlungen*. Novelle. Hg. v. Herbert Kapfer. Gießen 1992, S. 5ff. – *Mainacht Frühling 1918* aus: *Der Zeltweg* (Zürich), H. 1 (1919), S. 7f. – 391 aus: *Die Schammade* (Köln), H. 1 (1920), S. 29 – *Dada-Schalmai* aus: *Dada*, H. 3/1920, S. 2 – *En avant dada*, Auszug aus: *En avant dada. Eine Geschichte des Dadaismus*. Leipzig u.a. 1920, S. 3-10 – *Ein falscher Prinz und Letztes, zugleich erstes und unwesentliches Kapitel* aus: *Afrika in Sicht. Ein Reisebericht über fremde Länder und abenteuerliche Menschen*. Dresden 1928, S. 179ff. u. S. 264ff. – *Der Sprung nach Osten* (Auszug) aus: *Der Sprung nach Osten. Bericht einer Dampferfahrt nach Japan, China und Indien*. Dresden 1928, S. 179ff. – *Die Einwanderer* aus: *Der Traum vom großen Glück*. Berlin 1933, S. [8] – *New York Kantaten* aus: Berggruen & Cie.; *European Art Documentation*. Paris/New York 1952 – *Dada*



heute aus: Hans Arp: *Auf einem Bein*. Wiesbaden 1955 – *Hommage à Zürich* aus: *Die Weltwoche* (Zürich) v. 04.02.1966 – *Nachtrag zu Dada* aus: *Diskus* (Frankfurt/M.), H. 7 (1958), S. 8 – *Kapitän Kuckjohns Lautgedicht* aus: *Die Kuckjohnaden*. Zürich 1960, S. 70ff.

Abbildungsnachweise

S. 18 aus: Hildegard Feidel-Mertz: Der junge Huelsenbeck. Gießen 1992, S. 50 – S. 28 u. 95 aus: Reinhard Nenzel (Hg.): *Richard Huelsenbeck. Mit Witz, Licht und Grütze. Auf den Spuren des Dadaismus*. Hamburg 1992, S. 140 u. zwischen S. 80/81 – S. 34 u. 46 aus: Klaus Schuhmann (Hg.): *sankt ziegenzack springt aus dem ei. Dadaismus in Zürich*. Leipzig/Weimar 1991, S. 215 u. 53 – S. 60, 68, 83, 84 u. 151 aus: Herbert Kapfer u. Lisbeth Exner (Hg.): *Weltdada Huelsenbeck*. Innsbruck 1986, S. 26, 24, 97, 135, 209 – S. 62 aus: *Dada Almanach*. Im Auftrag des Zentralamtes der deutschen DADA-Bewegung hg. v. Richard Huelsenbeck. Berlin [1920], zwischen S. 8 u. 9 – S. 140 aus: *Schülerakten* Arnoldinum, Steinfurt (StA. Münster) – Buchumschläge etc. S. 36, 40, 42, 48, 56, 70, 74, 90 u. 150: Reproduktion TIESLED Satz & Service, Köln.

Herausgeber und Bearbeiter danken Herbert Kapfer, München, als Rechteinhaber, für die Abdruckgenehmigung der Texte.

